

G. Zierformen des Bauernhauses.

Die Freude des Menschen an der Ausschmückung seiner Behausung und des ihn umgebenden Hausrates läßt sich tief in die vorgeschichtliche Zeit verfolgen. An den Gefäßen, Waffen und Geräten jener Zeiten aus Ton, Bein und Metall sind uns zahlreiche und interessante Beispiele erhalten. Aus den späteren Zeitabschnitten der Vorgeschichte hat man reichen Körperschmuck gefunden, welcher zeigt, daß man nicht Mühe und Kosten scheute, um sich teure und seltene Stoffe, wie Gold, Silber oder Bernstein von fernher zu verschaffen und daß auch stets geschickte Hände zur Verarbeitung dazu vorhanden waren, wenn auch vieles fertig eingeführt wurde. Wenn wir über den baulichen Schmuck des Hauses in jener Zeit wenig Kunde haben, so liegt dies in der Vergänglichkeit des Baustoffes, des Holzes und wir können annehmen, daß auch dieses verziert war.

Jede Ausschmückung ist eine über das Nötige aufgewendete Arbeit an den dem Menschen dienlichen Einrichtungen und setzt außer dem Gefallen an Schmuck einen Überfluß von Einkommen über die notwendigen Bedürfnisse voraus, der sich durch eigene oder bezahlte Arbeit oder Erwerbung fremder Sachen äußert. Es ist gleichgültig, ob die Schmucksachen durch eigene oder über Auftrag von Dienstleuten oder Sklaven besorgte Arbeit erzeugt wurden. Als vom Mittelalter an der Bauernstand von seiner Höhe der Vollfreiheit zum größten Teile allmählich in seine beengten Verhältnisse herabgedrückt wurde, konnten von vielen Bauern überhaupt nur wenige oder keine Dienstleute gehalten werden.

Ein zur Ausschmückung aneifernder Überfluß in der Wirtschaft kann nur durch andauernd gesicherte Zustände und zweifellosen Schutz des Eigentums entstehen und erst diese werden Behaglichkeit in der Lebensführung und Lust zur Verschönerung der Wohnstätte und Geräte mit sich bringen. So entstehen die Anfänge der Kunst, deren Streben dahin gerichtet ist, auf rein geistige Weise das Wohlgefallen des Menschen wachzurufen.

So wie die Kunst den Menschen veredelt und ihn vom Gemeinen ablenkt, setzt wieder das Vorhandensein derselben ein ruhiges, in geordneten und günstigen Verhältnissen befindliches Gemeinwesen voraus. So lange ein Volk Raubzüge macht, verabscheut es außer der Anstrengung und Gefahr, welche ihm jene verursachen, jede andere geordnete Tätigkeit, aber auch ein in steter Furcht vor Räubern lebendes oder ein bedrücktes Volk kann und wird keine Arbeit für Schmückung seines Heim aufwenden.

Jäger- und Weidevölker ohne feste Sitze verziern nur ihre wenigen Geräte. Für den Ackerbauer jedoch ist das ständige Haus, welches ihn gegen alle unangenehmen Einflüsse der Witterung, gegen wilde Tiere und böse Menschen schützt und ihm ein angenehmes, sicheres Leben ermöglicht, ungemein wertvoll. Er weiß, daß alles, was er daran macht, bessert und verschönert, ihm und unverkürzt auch seinen Nachkommen gehören wird, daß er keine verlorene Arbeit macht, wenn er trachtet, es nicht nur möglichst bequem, sondern auch dem Auge wohlgefällig zu machen. Die Freude am eigenen, wenn auch unansehnlichen Hause, welches ausschließlich seiner Familie und voraussichtlich deren Nachkommen dient, ist daher beim Landbewohner noch heute in hohem Grade erhalten, wofür zahlreiche Sprüche und Sprichwörter zeugen, während der Städter, auch der Eigentümer, dieses Gefühl kaum kennt.

Die allgemeinen Verhältnisse der bäuerlichen Kunst sind außerhalb dem kleinen Kreise der darüber Unterrichteten wenig bekannt und auch von Forschern selten untersucht worden. Die Bauernkunst wurde bis in die neueste Zeit in der Literatur wenig beachtet und in Sammlungen sehr ver-

nachlässigt, während wir über die Kunst ferner Gegenden schon längst ausführliche Nachrichten und reiche Museumsbestände besitzen. Man sieht daraus, daß diese Sammlungen in früherer Zeit fast allgemein nur als „Kuriositäten“ galten, während man das unter den Augen befindliche für wertlos hielt und verkommen ließ. Man bringt zwar der Bauernkunst in neuerer Zeit von seiten der Gebildeten einige Beachtung entgegen, doch ist derselben meist nur flüchtiges Gefallen an ungewohnten Formen und Sammeleifer, selten ein tieferes Eindringen anzumerken. Dies ist leicht erklärlich, da die ländliche Kunst sich stets in einfachen Formen hält und es zu ihrer Würdigung erforderlich ist, auch ihre Verhältnisse zu kennen. Die Träger dieser Kunst, oft selbst Bauern oder Dorfhandwerker sind bescheidene Leute, welche ihre Person nicht in den Vordergrund zu schieben suchen, da man in ihren Kreisen den Grad ihrer Fertigkeit kennt und ihn nach Gebühr zu schätzen weiß. Heute ist übrigens die echte bauerliche Kunst nur mehr in abgelegenen Gegenden des Ostens und Südostens oder verborgenen Winkeln des Westens zuhause und man ist eben daran, die schätzbaren Reste derselben an verschiedenen Orten durch Fachschulen zu neuem Leben zu erwecken, um die im Volke liegenden Fähigkeiten nutzbringend für dasselbe zu verwerten.

Die Volkskunst hat gewiß viele Wandlungen durchgemacht, die wir aber nicht weit zurück verfolgen können, weil uns wenig Altes erhalten ist und die einzelnen Gruppen derselben nur sehr lose Beziehungen zu einander haben, da sie sich ziemlich selbständig entwickeln konnten. Es muß im voraus erwähnt werden, daß hier hauptsächlich jene Abteilung der Volkskunst betrachtet werden soll, welche die Herstellung der Zierformen des Hauses betrifft. Die auf die Verzierung der Kleider und den Schmuck des Leibes bezüglichen Arbeiten gehören nicht hierher, sind anderen Grundsätzen unterworfen, da sie aus verschiedenen Gründen weit weniger äußeren Einflüssen zugänglich sind. Nichtsdestoweniger muß festgestellt werden, daß Flächenverzierungen in vielen Fällen, soweit die Natur des Baustoffes es zuläßt, von der älteren Textilkunst beeinflusst wurden. *) Diese ging, der leichteren Ausführbarkeit halber, den anderen Fertigkeiten in Verzierung voran, diente ihnen daher als Vorbild.

Gemeinsam bei der Ausschmückung des Hauses ist bei jeder Entfernung der Gebiete, welche eine unmittelbare Verbindung ausschließt, die Anlehnung an die Schulkunst, da diese einen gemeinsamen Ursprung in der klassischen Kunst hat und bei weit auseinandergehender Entwicklung doch immer viel Gemeinsames beibehält. Dies ist in der Bauernkunst meist nachzuweisen und es gibt nur wenige in dieser Hinsicht unbeeinflusste Gebiete.

Die auf Ausschmückung des Hauses bedachte bauerliche Kunst ist, wie der Hauptbaustoff bedingt, auf Bearbeitung des Holzes mit verschiedenen Werkzeugen und auf Bemalung desselben gerichtet. Erst später kam hierzu die Bemalung der Mauerflächen, als man gemauerte Häuser zu bauen anfang. Eine künstlerische Behandlung der Mauern außer der Bemalung ist fast gänzlich unterblieben. Wir müssen daher vor allem die Entwicklung der Schmückung des Holzbaues ins Auge fassen, ob sie nun vom Bauer selbst oder von besonders geübten, beständig mit derselben Arbeit beschäftigten Leuten gemacht wurde, denn diese letzteren setzten die alte Volkskunst fort und bildeten sie weiter aus.

Nach Tacitus „Germania“ hatten die Hütten der Germanen außer dem Bemalen mit farbiger Erde keinen Schmuck an sich getragen und es wird dies dort, wo sie mit den Römern stets im Kriege waren und der Einäscherung ihrer Dörfer gewärtig sein mußten, sehr wahrscheinlich. Nach der geschilderten Bauweise ist auch die Anbringung eines Schmuckes mit Ausnahme von

*) Semper: Stil, I., 12.

Dachaufsätzen kaum möglich. Ihre Kunst beschränkte sich dann auf die Bauten der Reichen und auf den Hausrat. Doch hatten sie gewiß, wenn auch später und gesichert von Zerstörung, eine ihnen eigentümliche Volkskunst, die ihrer Denkungsweise entsprach, so lange sie noch in ihrer nördlichen Heimat als Heiden ungestört lebten und wir können mit Recht annehmen, daß die uns so fremdartig anmutenden Holzkirchen Norwegens mit ihren phantastischen Drachen, Schlangen und Larven noch Elemente altgermanischer Kunst an sich tragen. Wir finden dieselben Formen noch in der Normandie an Bauernhäusern, also im frühen Mittelalter vom Norden eingeführt. *) Der von gotischen Bauleuten im vierten Jahrhundert hergestellte Palast Attilas im heutigen Ungarn war aus Holz und Gold und wird von dem byzantinischen Gesandten als kunstvoll geschildert. Nur das Bad wäre aus Mauerwerk und von einem römischen Architekten hergestellt worden. Attila, dem gewiß auch römische Künstler für einen Steinbau zu Gebote gestanden hätten, zog den Holzbau, der ihm würdiger erschien, vor.

Als die Ost-Germanen einmal auf der Wanderung nach dem Süden waren, nahmen sie zweifellos in ihr Bauwesen vieles Klassische auf, wie sie doch auch das Christentum annahmen. Von den West-Germanen setzten sich viele in römische Länder, wo sie zum Teile romanisiert wurden, zum anderen zwar deutsch blieben, doch sich der römischen Kultur nicht entziehen konnten. Soweit die Germanen in eigenem Gebiete sitzen blieben, brachten die römischen Priester bei der Bekehrung durch den notwendig gewordenen Kirchenbau antike Bauweise mit sich. Da jedoch im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung und noch lange darnach in deutschen Ländern viele Kirchen, darunter sogar Dome in Holz hergestellt wurden, so war man gezwungen, die heimischen im Holzbau geschickten Arbeiter zu verwenden. Wir hören sogar, daß Karl der Große dem Papste fränkische Zimmerleute schickte, während er Maurer bzw. Steinmetze aus Italien kommen ließ. Die germanischen Bauleute waren dadurch in die Lage gesetzt, die von den römischen Priestern gebrachten antiken Elemente in Holz zu übertragen und es mußte sich ein offenbar aus germanischen und römischen Elementen gemengter Holzbaustil entwickeln, der dann auch für profane Zwecke maßgebend wirkte. Wir können freilich kein Zeugnis in Holz dafür aufstellen, aber in frühmittelalterlichem Steinbau und Schmuck ist uns so viel erhalten, daß wir schließen können, daß auch der Holzbau sich nach Möglichkeit an das klassische Beispiel anlehnte. Es ist überhaupt die Frage, ob auch im Gegenteil aus dem alten germanischen Holzstil entstanden sind. Ein weiterer Beweis für den Einfluß der klassischen Kunst ist die Tatsache, daß im Nordosten unter den Ruthenen und im Osten bei den Rumänen der byzantinische Stil, im Westen dagegen Romanik und Gotik und die ihnen folgende Renaissance die Volkskunst mehr oder weniger beeinflußt haben. Wir werden daher in Mitteleuropa kaum ein Gebiet finden, wo sie vom Einfluß der römischen Kunst, diese sei von Süden oder Südosten eingedrungen, freigeblieben ist.

Die ältesten uns erhaltenen Erzeugnisse künstlerischen Holzbaues sind Kirchen, welche in holzreichen abgelegenen Gegenden Mitteleuropas vor 50 Jahren noch sehr zahlreich waren, seither aber seltener geworden sind. Wir finden sie von Norwegen abgesehen noch im Osten Europas, den Karpathen, besonders im ungarischen Komitate Marmaros häufig, seltener in den Sudetenländern. Nicht wenige davon sind mit gutem Geschmacke in tüchtiger Bauweise, mit Rücksichtnahme auf den Baustoff und dessen Bewahrung hergestellt. Der

*) Viollet-le-Duc: Dict. rais. „maison“.

künstlerisch architektonische Entwurf, die reiche Gliederung des Gebäudes und Gruppierung der Bauteile, die Verwendung klassischer und gotischer Schulformen in gelungener Übertragung in Holz sowie bei mancher Abwechslung eine gewisse Übereinstimmung des Entwurfes zwingen zu der Annahme, daß die ursprüngliche erste Ausführung von Mitgliedern einer ähnlichen Genossenschaft, wie die mittelalterlichen Bauhütten für Steinkirchen waren, wenn nicht gar von einem Zweige derselben vorgenommen wurde. In holzreichen Gegenden waren sie Regel, denn man findet dort nur in den bedeutendsten Orten alte Steinkirchen. In mehreren Städten des nordöstlichen Böhmens waren bis vor wenigen Jahrzehnten noch Rat- und andere Stadthäuser mit Laubengängen in schöner Holzbauweise zu sehen. Siehe Tafel Böhmen Nr. 1, erste Abbildung*). Darstellungen ehemaliger künstlerischer Holzbauwerke entsprechen der obigen Schilderung, wonach wir eine ausgebildete Technik mit künstlerischem Geschmacke verbunden vor uns haben, die über gewöhnliches Handwerk weit hinausragt.

Die Einzelheiten sind teilweise noch romanisch, oft gotisch, dies auch in Hauptformen und Anordnung, meist aber in Renaissance gehalten. Wir dürfen aber kaum annehmen, daß Holzkirchen, wie es bei solchen aus Stein mit Recht geschieht, in ihrem jetzigen Stoffbestande wirklich aus dem dreizehnten Jahrhundert, oder auch nur aus der gotischen Zeit herrühren, sondern sie wurden wahrscheinlich ein- oder mehreremale getreu dem alten Bestande erneuert. Baurat J. Koch teilte mir mit, daß er Zeuge war, wie in der Marmaros eine kunstvolle, im Verfall begriffene Holzkirche von schlichten dortigen Dorfzimmerleuten, denen dies übrigens nicht neu war, vollständig nachgebildet wurde.

Wir können diese Erzeugnisse selbstverständlich nicht mehr als Volkskunst, auch nicht auf dem Boden der Volkskunst erwachsen erklären, wenn auch die Übung in Holzarbeit den Anlaß dazu gegeben hat. Dagegen haben sie gewiß auf die Volkskunst zurückgewirkt.

Wie schon bei Besprechung des Hausbaues (S. 90) hervorgehoben wurde, war in den Zeiten der Naturalwirtschaft, welche bei den Deutschen bis ins elfte Jahrhundert fast allgemein war, kein selbständiger Handwerkerstand vorhanden, wenn auch die Handwerke schon einzeln ausgeübt wurden. In Herrenhöfen und Klöstern hatte man leibeigene Handwerker aller Art unter besonderen Meistern, die Grundlage der späteren Zünfte. Städte in unserem Sinne gab es nicht. Die Bauern mußten sich ihre Bedürfnisse an Werkzeugen, Geräten, Kleidern u. s. w. selbst beschaffen. Nur die Bearbeitung des Eisens blieb ihnen fremd, daher sie dasselbe zum größten Teile durch Holz zu ersetzen suchten. Durch diese stetige Ausübung der Holzbearbeitung erwarb sich der Bauer darin eine bedeutende Fertigkeit. Wenn wir heute noch manche Volksarbeiten, besonders in der Textilkunst bewundern, so ist zu erwägen, daß eine lange Ausbildung im Volke sowohl als im Menschen seit seiner frühen Jugend vorhergehen mußte. Andererseits haben wir doch nur meist die Arbeiten der Tüchtigsten zu Gesichte bekommen.

Wie sich der Bauer im Vereine mit dem Nachbar das Haus erbaute, so suchte er dann dasselbe allein nach seinem Geschmacke und Können auszuschmücken. Die Volkskunst wurde daher zu jener Zeit im Hause erlernt, war Gemeingut und von den Eltern auf die Kinder vererbt. Es ist keine Kunst in unserem Sinne, wie sie den Ausübenden vor seinen gewöhnlichen Mitmenschen auszeichnet, es war eine allgemein geübte Handfertigkeit. Die Kinder arbeiteten, jedes seinem Geschlechte entsprechend schon im

*) Weiteres bei Jan Prousek, „Alte Holzbauten aus dem nordöstlichen Böhmen“ (tschisch), Prag 1895.

zarten Alter, ihre Eltern nachahmend und bildeten sich spielend aus. Der Sohn schnitzte dieselben Formen wie sein Vater und Großvater, die Tochter webte und stickte wie ihre Ahnen und nur selten wurde etwas geändert, verschönert, der Fortschritt ging sehr langsam vor sich.

Wo die Volkskunst heute noch verbreitet ist, finden wir alle besseren Geräte im Hause mit Schmuckformen, soweit es die Verwendbarkeit zuläßt, bedeckt. Der Bauer hat zwar in gewissen Zeiten des Jahres schwere Arbeit, doch zu anderen wieder sehr wenig zu tun und dann wurde nicht nur alles Nötige neu angefertigt oder ausgebessert, sondern auch geschmückt, so gut er es eben imstande war. Um sich in dieser Fertigkeit hervorzutun, war Strebsamen keine Mühe zu groß. Wo der Bauer wie heute bemüsst ist, die Geräte zu kaufen, wird er sich nur selten dazu herbeilassen, er sei denn reich und will es zeigen, für den Schmuck derselben Opfer zu bringen.

Wenn nun auch früher eine gewisse Kunstfertigkeit, so wollen wir sie doch nennen, weit verbreitet war, so mangelte es ihr an Vertiefung und Fortschritt. Der Bauer übt sich darin nur kurze Zeit des Jahres, hat von der Feldarbeit eine schwere Hand, kommt selten vom Hause weg, um Neues und Vorzügliches zu sehen, er hat auch nicht den durch stete Übung und Aussicht auf Gewinn geschärften Blick und die Beweglichkeit des Handwerkers, sich fortzubilden, Neues aufzunehmen und zu verwerten. Die bäuerliche Kunst konnte sich daher nur langsam fortbilden und dann über eine gewisse bescheidene Höhe nicht hinauskommen. Dem bäuerlichen Arbeiter fehlt die Übung in der regelmäßigen Einteilung der Zierelemente, deren entsprechende Abwägung gegeneinander, die reine Ausführung mangels an Schulung, lauter Fehler, die nur durch Geschmack, reiche Erfahrung, Wiederholung und Beobachtung guter Arbeiten behoben werden können. Die Beschaffung guter Werkzeuge ist ihm auch schwierig. Der Handwerker wird, durch Erfahrung belehrt, oder infolge von Unterweisung bald imstande sein, für jede Arbeit einen förmlichen Entwurf zu machen, ob nun auf dem Werkstücke selbst oder in Gedanken. Wenn dies nun der Nichthandwerker einzeln auch lernt, so braucht er dazu viel länger, kommt auf viele Finten gar nicht, läßt sich eher durch Hindernisse abschrecken, umsomehr, als ihn kein Zwang, sondern nur der eigene Wille zur Arbeit treibt. Unter gleichen Verhältnissen wird daher der Bauernkünstler gegen den Handwerker stets weit zurückstehen. Deshalb soll nicht gesagt sein, daß Volkskunst immer auf tiefer Stufe stehen mußte. Die langjährige Überlieferung mit dem immer tätigen Einflusse einzelner besonders Begabter, die Hingebung, mit der man für sein eigenes Heim arbeitete, die Muße, die dazu gegönnt war, erhoben die Volkskunst in ihren guten Stücken immerhin zu einer gewissen Höhe technischer Ausbildung und geschmackvoller Formgebung. Was den' besseren Arbeiten darunter besonderen Reiz verleiht, ist die große Mannigfaltigkeit an Mustern, die Treue und Unverdrossenheit in der Ausführung. Es gibt keine gleichen Stücke, ohne zu wollen, wird stets anderes geschaffen. Die lange Winterszeit gestattet die Vertiefung in jede Einzelheit. Selbst die gewiß zahlreichen schwachen Arbeiten interessieren durch den sichtbaren Werdegang. Während die heutigen Massenerzeugnisse mit ihrer glatten, makellosen Gleichförmigkeit oft trotz reichem Schmucke fast unbeachtet bleiben, haftet das Auge mit Wohlgefallen an alten Handarbeiten, von welchen jede irgend eine Individualität in sich trägt oder vermuten läßt.

Diese Eigenschaften waren es aber nicht, die der Bauer schätzte. Ihm gefiel, wie noch heute die saubere Ausführung besser, als die individuell charakteristische, doch unbeholfene. Wie sich im Baue des Hauses der Handwerker immer mehr Platz eroberte, so noch mehr in der Verzierung desselben. Nach Entstehung und Ausbreitung der Städte und Märkte waren dort

stets ausgebildete Handwerker bereit, dem zeitweise den Markt besuchenden Bauer, gegen Überlassung von Früchten ihre sorgfältig ausgeführten Arbeiten zu überlassen. Der Bauer mußte zwar anfangs noch den Hausbau pflegen, fing jedoch an, sich betreffs der Ausschmückung des geübten Handwerkers zu bedienen. Dadurch ging des Bauers Kunstfertigkeit zurück und verschwand zuletzt mit der zunehmenden Wichtigkeit der Städte in vielen Gegenden. Der Bauer hatte durch die wachsende Kaufkraft der Städte soviel gewonnen, daß er sich deren Erzeugnisse leicht erwerben konnte. Kurz gesagt, die so segensreiche Arbeitsteilung war und ist eine Hauptursache des Verfalles der Volkskunst. Je weiter die Kultur fortschreitet, je dichter das Netz der Kulturmittelpunkte und der Verkehrsmittel zur Erreichung derselben wird, desto mehr tritt die Versuchung an den Bauer heran, seine einfache plumpe Kunst aufzugeben und die gefälligen Erzeugnisse geübter Handwerker und endlich auch der Großindustrie zu erwerben. Die naive, unvollkommen, bäuerliche Kunst in ihren oft unbeholfenen, mit Mängel behafteten, die Spuren grober Werkzeuge an sich tragenden Erzeugnissen verfiel gegenüber der durch zahlreiche Wiederholung, gute Werkzeuge, Geschäftsgeist und Beobachtung fremder Arbeiten hervorragende Handwerkskunst dem allgemeinen Spotte. Was daran zu schätzen war, wußte der Bauer nicht und wollte der Handwerker nicht wissen.

Wir sehen also, das die Verbreitung der Volkskunst leider im entgegengesetzten Verhältnisse zum Bildungsgrad und der Wohlhabenheit des Volkes steht. Je abgelegener, je versteckter die Gehöfte, je einfacher die Leute, je entfernter und kleiner die Städte, desto mehr wird mit Nadel, Schnitzmesser und Farbe hantiert.

Zunächst wurde also die reine Volkskunst vom Handwerker abgelöst. Während in den Gutshöfen schon längst ausgebildete Handwerker arbeiteten, wenn auch nicht als Freie, ist der Dorfhandwerker nicht sogleich als solcher erkannt worden. Wir können dies deshalb als sicher annehmen, weil es in Kroatien noch heute solche durch besondere Geschicklichkeit im Hausbau sich auszeichnende Zimmerleute gibt, welche keiner Zunft angehören. Der Arbeiter erwirbt seinen Eintritt ins Handwerk schon dadurch, daß er entweder durch eigene Lust zur Arbeit oder durch Erkenntnis seiner Anlage von erfahrenen Meistern zur Hilfskraft, zum Lehrling ausersehen wird. Nun steht ihm die Erfahrung seines Meisters zu Gebote, auf der er weiter bauen kann. Die beständige Übung, die Konzentration aller schwierigen Fälle seines Handwerks im Dorfe in seiner Hand, bei manchem noch Reisen, die ihm vieles Vorzügliche seines Berufes in der Fremde leicht erkennen lassen, schließlich der Drang, durch Zufriedenstellung seiner Auftraggeber seine Lage möglichst zu verbessern, bringen ihn bald so weit, daß er den Bauer in seiner Kunst weit überragt.

Durch den Eintritt des Handwerkers anstatt des Bauers ist aber die Volkskunst keineswegs ganz abgetan. Der Handwerker ist zumeist Ortskind oder aus derselben Gegend, hat den heimatlichen Geschmack in sich aufgenommen und in früher Jugend im Sinne desselben gearbeitet. Wie es auf dem Lande üblich, betreibt er auch eine kleine Landwirtschaft, lebt und leidet mit den Ortsgenossen, kurz er hat soviel mit dem Bauer gemein, daß er als getreuer Ausleger von dessen Geschmack gelten kann. Schon der konservative Sinn des Bauers verbot jede überstürzte Änderung seiner Gewohnheiten und auch der Handwerker hat keinen Grund, vom Alterlernten weiter abzugehen, als es ihm sein Vorteil gebietet. Der also zum Handwerker gewordene Bauer behielt daher seine dem allgemeinen Geschmache entsprechenden Formen bei. Wenn er die Ausführung zu vereinfachen suchte, so wußte er die Wirkung in anderer Art zu steigern. Wir haben daher in

diesem Stande zwar noch immer eine wahre Volkskunst, aber nicht mehr durch, sondern nur für den Bauer.

Die durch keine Vorschriften und Überlieferungen eingeschränkte Wahl in Vorwurf, Anordnung, Technik und Farbe erlaubt dem begabten Volkskünstler bei seinen naiven Dorfgenossen Wirkungen zu erzielen, die dem geschulten Künstler bei dessen kritischem Publikum nicht so leicht blühen.

Der Dorfkünstler ist fast stets durch eine gewisse Schule gegangen, welche ihm eine ziemliche Sicherheit gewährt. Eine infolge mehrfacher Auswahl stets vorhandene natürliche Begabung, ohne welche er nur selten zu bestehen vermöchte, die Schulung bei seinem Meister und die Reisen, wie sie insbesondere früher üblich waren, viel mehr als in unserer verkehrsreichen Zeit, großer Fleiß und unermüdliche Ausdauer helfen zusammen, in dem Volkskünstler ein ausgereiftes Urteil darüber zu bilden, was sowohl für seine Kunden paßt und auch vor Fremden bestehen kann. Wenn er in dem endlich gewählten ständigen Aufenthalt nicht umstürzend wirken kann und auch nicht will, so kann er doch den Kunstgeschmack des Dorfes leiten. Die steten Versuche, den Beifall seiner Auftraggeber zu erringen, sind seine Schule und man wird daher zugeben müssen, daß seine Arbeit den Geschmack des Bauers wiedergibt und in diesem Sinne auch Volkskunst genannt werden kann.

Es ist jedoch klar, daß dabei neben der großen Ausbildung der persönliche Reiz der echten Volksarbeit zum großen Teil verloren geht, indem durch das gleichmäßige, sichere, auf große Leistungen gerichtete Trachten des Handwerkers schablonenhafte Formen zum Vorschein kommen müssen. Während der Bauer jedes Stück nur für sich oder seine nächste Umgebung nach dem ganz besonderen Bedürfnis und seiner Begabung anfertigt, arbeitet der Handwerker für einen größeren Kreis nach allgemeinen, festgestellten Formen. Aber auch dabei ist man nicht stehen geblieben. Die Fabriksindustrie hat förmliche Normalien geschaffen und auch der Dorfhandwerker in dem eben entwickelten Stande ist bei uns schon ausgestorben.

Der Schmuck des Bauernhauses kann nicht weit zurück verfolgt werden, da uns nur wenige alte Häuser, kaum vor dem 16. Jahrhunderte und noch weniger Geräte dieser Zeit erhalten sind. Wir müssen daher nach Analogien greifen, sobald wir weiter zurück schließen wollen. Diese lehren uns, daß ohne bedeutende äußere Einflüsse die bauerliche Kunst sich stets nur langsam geändert hat. Allerdings, wenn solche Einflüsse sich stärker geltend machen wie in den Landeshauptstädten, darf man dem Konservatismus des Bauers nicht zu viel zumuten und er bleibt in späterer Zeit stets nur etwas hinter der Mode in der Stadt zurück. Dagegen ist dieser Einfluß im Gebirge, besonders im Osten erst in der letzten Zeit fühlbar geworden.

Heute unter der Herrschaft der Großindustrie und des intensiven Verkehrs ist der Bauer im Westen wenig zurück. Wenn eine Mode, ein Stil allseitig durchdringt, verschließt sich ihnen auch der Bauer nicht, wenn er auch nur zögernd folgt und gewöhnlich erst darnach greift, sobald sie in der Stadt schon im Rückgange sind.

Die Richtung der alten Volkskunst war daher überall dort, wo sie aus den oben angegebenen Gründen im Verfall war, in die Hände des Dorfhandwerkers gelangt und fast bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verblieben. Seine stete Berührung mit dem Bauer ließ ihn dessen Geschmack wahrnehmen, dagegen brachte er auch wieder aus der Fremde, aus der Stadt das Neue, was ihm zusagte, in seine stille Heimat und machte es seinen Kunden mit einiger Verspätung mundgerecht. Er war übrigens auch nur in jungen Jahren für Neues zu haben. Wenn er sich einmal niedergelassen hatte, so wollte er ruhig in gewohnter Weise fortarbeiten, weil jede Neuerung

Umstände und Mühe mit sich brachte. Daher kommt es auch, daß aufgegebene Stilarten auf dem Lande oft noch ein Menschenalter lange geübt werden. Aber auch ein neuer Stil gelangt selten vollständig ins Dorf. Der Dorfkünstler wählt nur so viel davon, als ihm gefällt und er für den Geschmack seiner Kunden und seine Leistungsfähigkeit gut findet. Er wird auch selten den alten Stil ganz aufgeben, allgemein beliebte, ihm geläufige Formen vielmehr beibehalten, sich überhaupt nicht strenge an eine Richtung binden. Während die geschulten Künstler aller Zeiten früher durch genossenschaftlichen Verband, bis vor kurzem aus Korpsgeist ziemlich strenge an den jeweilig herrschenden Formen festhielten, die von den Bahnbrechern unter ihnen aufgestellt wurden, war der ländliche Kunsthandwerker in seinen Entwürfen frei. Er konnte sich stets Einzelheiten beliebiger Art auswählen, nur mußte er im Geschmacke seiner Auftraggeber arbeiten.

Weil nun bei der ländlichen Kunst stellenweise die genau bekannte Reihenfolge der verschiedenen Stile nicht eingehalten ist, manchmal sogar Einzelheiten einer längstvergangenen Zeit wieder aufgegriffen wurden, so ist es nicht geraten, aus romanischen oder gotischen Einzelheiten an einem Bauernhause die Entstehung desselben in ferne Zeiten zurückzusetzen. Wie S. 183 mitgeteilt wurde, werden alte Holzkirchen vollständig genau nachgemacht. Man kann nur versichert sein, daß eine bestimmte Bauform am Bauernhause nicht früher als in der Schulkunst entstanden sein kann. Nur mit dieser Vorsicht und etwa noch anderen Anzeichen, verlässlichen Jahreszahlen und dgl. kann eine Zeitbestimmung sicher vorgenommen werden. Wir sehen dies am deutlichsten am Rokokostile, welcher vom Dorfhandwerker noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts und noch später benützt wurde, offenbar von sehr alten Werksmeistern.

Aus dem Dargelegten erhellt, daß wir in der Volksbaukunst, abweichend von den anderen Zweigen der Volkskunst mit Ausnahme von einigen Gebirgsgegenden nicht viel Ursprüngliches mehr finden können, sondern eigentlich nur, wie der Bauer über Kunst denkt. Sie war von frühen Zeiten her bei uns von der Schulkunst stark beeinflusst, schon bei der reinen Volkskunst, vielmehr noch durch den um sich schauenden Handwerker. Wie die Schulkunst nach jeder Ausartung wieder zum ursprünglichen reinen Quell zurückkehrte, so folgte in einiger Entfernung mit gewissen Abweichungen und keineswegs Verbesserungen in der Form die Volkskunst nach.

Es ist daher nicht einzusehen, wie man einige Zeit glauben konnte und bald wieder glauben wird, daß in ihr der Jungbrunnen zur Erfrischung der Schulkunst gefunden werden kann. Sie kann nur ein Muster sein für die richtige Behandlung der Baustoffe und Anpassung an das Wesen des Baues, für Einfachheit und Unbefangenheit.

Diese Vorzüge entstehen aus verschiedenen Einflüssen. Die Einheit des Ausführenden mit dem Ausdenkenden ist die Ursache der zweckmäßigen Gestaltung mit Rücksicht auf Baustoff und Werkzeuge, welche beide mitbestimmend für die Zierform sind. Während bei der Schulkunst, besonders früher der Entwerfende manchmal zu viel von der Widerstandsfähigkeit des Baustoffes verlangt, um die Form möglichst reizvoll zu gestalten, weiß der Landkünstler durch seine in Fleisch und Blut übergegangene Kenntnis des Baustoffes und Handhabung der Werkzeuge leicht die Grenze zu finden, wo Form und Stoff im Einklang stehen und zugleich mit der mindesten Arbeit die größte Wirkung erzielt wird. Man findet bei Verwendung von Weichholz alle ausgeschnittenen Hölzer sorgfältig vor Regen geschützt, während die Schulkunst bei Herstellung von Landhäusern lange sich in der Aufsetzung von akroterienartig ausgeschnittenen Dachaufsätzen gefiel, welche nach wenig Jahren herabfielen. Bei der Verwendung von Eichenholz, wie

in Kroatien und im südlichen Siebenbürgen blüht auf dem Dache hingegen ein reiches Leben in ausgeschnittenen Firstschindeln und lebhaft gegliederten Aufsätzen aller Art. Die für die Außenseiten des Hauses in vorderster Linie stehende Rücksicht auf möglichst große Widerstandsfähigkeit gegen das Wetter führte zu einer durch stete handwerksmäßige Überlieferung gesammelten reichen Erfahrung über die Verbindung von Zweckmäßigkeit und Schönheit in einer Form. Es muß mit Genugtuung bemerkt werden, daß die Architekten nach den ersten mißlungenen Versuchen diesen gesunden Seiten der Volkskunst ihre Beachtung schenkten und die Form dem Wesen des Baustoffes anzupassen suchten, weniger allerdings noch betreffs Bearbeitung desselben.

Da die zweckmäßige Einteilung und Dauerhaftigkeit die Hauptbedingungen beim Hausbau sind und kein ländlicher Bauherr diesen beiden auch nur das mindeste Opfer der Ausschmückung zuliebe bringen würde, so können theoretische Kunstregeln wie Symmetrie und Massengruppierung keine besondere Berücksichtigung finden, ebensowenig als wieder Unsymmetrie gesucht wird.

Das Haus wird, soweit es die Bedürfnisse oder Ansprüche des Eigentümers, Lage, klimatische Verhältnisse und Baustoffe fordern, sorgfältig hergestellt. Darin sind Bauherr und Arbeiter einig. Die Schmuckmittel werden je nach dem Vermögen und Geschmacke des Erbauers zur Verwendung gebracht.

In der bauerlichen Kunst müssen sich die Schmuckformen den baulichen Erfordernissen unterordnen und kommen nicht zur selbständigen Erscheinung. Bei der Beschränktheit der Geldmittel und dem Charakter des Bauers ist klar, daß eben die ländliche Kunst über eine Hervorhebung der gegebenen Bauteile und Öffnungen durch einfachen Schmuck nicht hinauskommt, was auch nicht in ihrem Können liegt. Dadurch ist auch eine absichtliche Täuschung über das Hausinnere und die Natur des Baustoffes zwar nicht gänzlich, doch zum größten Teile ausgeschlossen. Nur wer echten Hausschmuck bezahlen kann, verlangt darnach und kein Mensch stößt sich daran. Der Arme bescheidet sich und will nicht durch falschen Prunk glänzen. Im Dorfe ist es auch nicht möglich, jemanden über seine Verhältnisse zu täuschen. Im allgemeinen macht man Aufwendungen zuerst für solide Herstellung und wenn dann noch Mittel überflüssig sind, für Schmuck. Der Bauer schätzt ohnehin mehr ein großes als zierliches Haus, um so weniger ist er daher für unechten Schmuck zu haben.

Der Sinn für Hausschmuck ist bei den einzelnen Stämmen in sehr verschiedenem Maße vorhanden, teils als naive Freude, teils nur mehr als Wetteifer in der Geltung nach außen, manchmal gar nicht. Es ist dabei immer zu berücksichtigen, daß nur eine halbwegs behagliche Existenz, wenn auch bescheiden, vorhanden sein muß. Der Kunstsinn ist nicht immer eine Folge von Kultur und Wohlstand, oft im Gegenteil, wenn auch Unkultur dem Kunstsinn entgegensteht.

Eigentliche Volkskunst ist gegenwärtig nur mehr teilweise in den Karpathen, im östlichen Teile derselben bei den Huzulen, im südlichen Siebenbürgen bei Rumänen und Bulgaren vorhanden. Auch dort tut sich schon der kunstfertige Handwerker hervor, mindestens für bessere Arbeiten. Vollständig von Handwerkern wird der Hausschmuck in Kroatien erzeugt, wenn dieselben auch nicht als solche auftreten. Sonst ist seit mindestens einem halben Jahrhunderte der städtische Geschmack für den Bauer maßgebend. Die Volkskunst selbst, wie sie hier geschildert wurde, ist auch nur mehr an alten Häusern und Geräten erhalten und wird zwar an Villen, doch sehr selten an neuen Bauernhäusern verwendet. Im Gegenteil werden die prächtigen Vertäfelungen Tirols und der anheimelnde Hausrat, die ein aus-

gebildetes volkstümliches Kunsthandwerk geschaffen haben, vom Bauer samt und sonders verkauft und wenn man Hausfassaden verfrachten könnte, würden die schönsten schon lange nach Bayern gewandert sein. So aber muß der Bauer doch so lange warten, bis er soviel Geld beisammen hat, um sich statt seines „schiachen“ Holzhauses ein neues, gemauertes, weißschimmerndes, mit buntem Zementplattendach zu erbauen.

Am ursprünglichsten findet sich der Sinn für Hausschmuck bei vielen Slawenstämmen, den Rumänen, besonders in Siebenbürgen und merkwürdigerweise bei den magyarischen Szeklern. Er äußert sich durch Schnitzerei der Holzbestandteile, Bemalung derselben, Färbelung der Haus- und Stubenwände. Doch ist bei den Slawen dieser Sinn nicht stets vorhanden und das Innere von Böhmen, die westliche Hälfte und die Mitte von Mähren, große Teile von Galizien und Krain haben fast keinen Hausschmuck.

Anscheinend entwickeln die deutschen Bauern den wenigsten Kunstsinn, was nach vorhergesagtem gewiß zum Teile ihrer vorgeschrittenen Kultur zuzuschreiben ist. Die zahlreichen Städte haben in deutschen Ländern mit ihrem uralten Handwerkerstand die echte Volkskunst seit langer Zeit und später auch die des Dorfhandwerkers vernichtet. Derselbe Prozeß hat sich, wie die tschechischen Volkskundeforscher klagen, bereits in Böhmen vollzogen. Der deutsche Bauer, fast überall gut, sehr oft übermäßig bestiftet, hat die Volkskunst in Österreich längst nicht mehr geübt und die Kunst des Dorfhandwerkers ist ihm mit Ausnahme von Tirol, Salzburg und Steiermark auch schon fremd geworden. Der Deutsche sieht vor allem auf sorgfältig gebaute, gut erhaltene, möglichst große Gebäude und sucht vor allem sein Haus in städtischer Weise herstellen zu lassen. Er verzichtet dabei auf Schmuck, der seinem bäuerlichen Wesen nicht angemessen erscheint, leicht in Unordnung kommt und die Nettigkeit des Hofes stört. Die naive Freude des Slawen an den oft in bescheidenster fast kindischer Weise ausgeführten Verzierungen ist ihm fremd. Auch in der Kleidung zeigt sich derselbe Unterschied zwischen Deutschen und Slawen, bei letzterem oft eine wahre Flut von grellen Farben, Bändern und Spitzen, beim anderen fast alles dunkel und einfach. Nur an den Grenzen beider Stämme findet oft eine gegenseitige Beeinflussung statt.

Die deutschen Alpenländer nehmen eine besondere Stellung ein. Voran Tirol, bergen sie alle mehr oder weniger tüchtige Kunstleistungen in mehreren Richtungen, welche wir aber in den besseren Arbeiten nicht als Volkskunst, sondern als Erzeugnis eines vorzüglich ausgebildeten Kunsthandwerkes ansehen müssen, welches überdies nur in Holz ganz einheimischer, in Mauerwerk bzw. Malerei und besonders Kratzputz zu einem großen Teile italienischer Herkunft ist. Tirol, mit seinem großen Verkehre zwischen Italien und Deutschland, war den Anregungen Beider zugänglich, der aus Handel und Bergbau fließende Reichtum erlaubte einigen Luxus. Überdies gab es dort eine große Anzahl kleiner Adelliger, deren größere Bestiftung und Vorrechte ihnen nicht nur die Ausschmückung ihres Hauses erlaubten, sondern sogar geboten. Die Schnitzerei trieben Deutsche, Sgraffito machten Italiener, in der Malerei arbeiteten Tiroler und Bayern gemeinsam. Salzburg zeigt uns, besonders im Pinzgau, Verzierungen in Holz neben Bemalung, Steiermark, Kärnten und der Lungau wieder Sgraffiti und wohl auch einige Fresken, von Italien beeinflusst. Daß die Kunst in Holzbearbeitung schließlich auf der Volksgrundlage ruhte, zeigen die an vielen Orten in den Alpen errichteten Fachschulen für Holzbearbeitung, welche überall an eine ursprünglich schon vorhandene, ziemlich tüchtige, bis in unsere Zeit ohne staatliche Förderung erwachsene Bildschnitzerei anknüpfen.

Die reiche Verzierung nordböhmischer Häuser wird bei den Schmuckmitteln der Blockwände (S. 199 f.) und der Giebel betrachtet werden.

Am wenigsten Kunstsinn hat der Magyare mitbekommen und wenn er auch sein Haus wie der Deutsche nett erhält und die Bäuerin es im Inneren etwas ausschmückt, so weist dies auf slavisches Beispiel hin. Auch die reich verzierten Lauben und Haustore der Szekler in Siebenbürgen dürften von ihren rumänischen Nachbarn hergenommen sein. Wenn der Magyare sein Haus schmücken will, ruft er den städtischen Anstreicher.

Das Wesen der Volkskunst im Hausbau besteht darin, die aus dem Bedürfnisse des Hausbaues erfolgenden Bauteile mehr oder weniger zu verziern, ohne jedoch ihre Form wesentlich zu ändern. Vorbedachte Gliederung der Massen, Zusammenfassung von Öffnungen zu architektonischen Einheiten, plastische Ausbildung von Bauteilen in Mauerwerk, als Säulen, Gesimse und dgl. behufs faßlichen Ausdruckes der wirkenden Kräfte sind Kennzeichen der Schulkunst und kommen nur ausnahmsweise zur Anwendung. Auch im Holze, wo die Kräfte deutlicher in Erscheinung treten, begnügt man sich in der Regel mit wenig bezeichnender Flächen- und Kantenanarbeitung. Nur an einigen Tiroler Mauerbauten, hauptsächlich südlich von Bozen, auch sonst im Lande zerstreut und bei manchen Vorarlberger Holzhäusern sind solche Bestrebungen wahrzunehmen, doch bestimmt als Erzeugnisse der Schulkunst.

Die bäuerliche Kunst arbeitet mit gewissen durch lange Überlieferung festgestellten, zu einem großen Teile der Schulkunst entlehnten Formen, so daß der Dorfkünstler trotz seiner mangelhaften Ausbildung über eine Reihe glücklicher Lösungen bei Ausführung der Zierformen verfügt. Wo er sich jedoch über diese, durch lange Übung festgesetzten Kreise einer alten Fertigkeit hinausbewegen will, wird er versagen. Wir müssen bei Beurteilung der Arbeiten des Baues stets im Auge behalten, daß ihm theoretischer und künstlerischer Schulunterricht fehlt. Es mag einem begabten Handwerker gelingen, Arbeiten der Schulkunst sklavisch nachzuahmen, Menschen und Tiere oft treffend zu charakterisieren, über Einzelfiguren kommt auch er selten hinaus. In der Regel sind auch Nachahmungen unbeholfen, wie z. B. Tafel Salzburg Nr. 6 (Speicher), Kärnten Nr. 1 (Eingangstüre) und T.-Abb. 66 und 67 (Türumrahmung) zeigen. Es mangelt ihm die Hauptpfeiler der Schulkunst, welche durch Nachahmung und Übung nur unvollständig erlernt werden können, Perspektive, Stilisierung und Komposition und diese sind durch ausgebildete Technik, sorgsame Ausführung, glückliche Farbenwahl und sonstige gute Eigenschaften nicht zu ersetzen. Ebenso ist er fast nie imstande, Menschen und Tiere nur halbwegs richtig wiederzugeben.

Aus diesen Darlegungen läßt sich der Unterschied zwischen ländlicher und schulmäßiger Kunst im allgemeinen feststellen. Die erstere behält die Nutzform des Bauteiles möglichst vollständig bei, wie sie die Wirkungsweise desselben erfordert und bringt darauf mehr oder weniger ihre herkömmlichen Verzierungen an. Die Schulkunst sucht jedem Bauteile durch Anwendung einer geeigneten Stilform den möglichst deutlichen Ausdruck seiner Wirkungsweise zu geben. Der Volkskünstler wird die viereckige Holzsäule mit Schnitzwerk bedecken, allerlei Einschnitte behufs reichlicher Schattenwirkung anbringen (siehe Unterzug und Deckenbalken auf Tafel Bukowina Nr. 1 und Kroatien Nr. 1 und 2, Säulen und Streben), der Architekt dagegen weniger auf Flächenschmuck sehen, als vielmehr durch Anbringung von Basis, Kapital und Umschneidung des Schaftes einer Säule beispielsweise ihr die allgemein verständliche Form des Tragens zu geben. Auf diesem Wege ist die Volkskunst einigermaßen nachgefolgt, wenn auch nicht immer mit vollem Verständnisse.

Eigentümlich war früher die allgemeine Ansicht des Städters und fast aller Gebildeten über Bauernkunst. Bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde wie der Bauer auch sein Haus und seine Kunst mißachtet

und es fiel niemanden ein, etwa ein Landhaus oder nur ein Gartenhäuschen nach ländlichem Muster auszuführen, auch für letztere mußte der klassizistische Stil erhalten. Durch die romantische Richtung nach den Befreiungskriegen und dem Überdruß an dem alterschwachen, dahinsiechenden Empire-, insbesondere dem sogenannten Biedermaierstil wandte sich der Gebildete dem Heimischen, Volkstümlichen und damit dem Naturgemäßen zu. Dadurch entstand wieder eine übermäßige Schätzung des Ländlichen und seiner Kunst, wobei nur selten die Würdigung der nicht sehr offen liegenden, dem Städter auch nicht begreiflichen Vorzüge, sondern mehr das Ungewohnte, Altertümliche anzog.

Sowohl die Unter- als Überschätzung der Bauernkunst ist unberechtigt. Der ländliche Künstler hat durchschnittlich wegen seiner Herkunft keine größere Begabung als der in der Stadt arbeitende oder dort ausgebildete Handwerker. Jener hat vielleicht draußen mehr guten Willen, größeren Fleiß, Vertiefung in den Gegenstand und Abneigung gegen falschen Schein voraus, wogegen dieser mehr Gelegenheit hat, gute Arbeiten zu sehen und auszuführen. Man verlangt auf dem Lande nicht stets Neues, Überraschendes, wie in der Stadt, sondern begnügt sich mit dem Alten, Erprobten, so daß der Dorfkünstler sicherer und ruhiger arbeitet. Dagegen war das städtische Handwerk vor der Errichtung von Bau- und Kunstschulen stark mit Kunst durchtränkt und viele heute noch bewunderte Kunsterzeugnisse sind von Handwerkern erdacht und ausgeführt worden. Der ländliche Handwerker konnte diesem Standpunkte aus mehrfachen Gründen nicht sehr nahe kommen.

Die flüchtige Zuneigung der Gebildeten für das Bauernwesen schwächte sich zwar bald wieder ab, doch hatte es die gute Folge, daß die Architekten die bedeutenden Vorzüge der Volkskunst erkannten und das Gute derselben, die innige Verbindung von Technik und Kunst, Wahrheit im Baustoffe und wettersichere Bauart in hohem Grade ihrem Erfahrungsschatze einzuverleiben suchten, wie man sich überhaupt seit jener Zeit für alle älteren Stile interessierte, wie selten vorher. Schon im Jahre 1843 brachte die Wiener „Allgemeine Bauzeitung“ Försters einen Aufsatz über die oberbayerischen Bauernhäuser, in dem deren Vorzüge ins Licht gesetzt wurden. Die Städter hatten gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts infolge der vervollkommenen Verkehrsmittel in größerem Maßstabe angefangen Geschmack am sommerlichen Landaufenthalte zu finden und kunstsinnige Menschen sahen bald das Schöne an den so harmonisch in ihre Umgebung sich einfügenden und dabei so anspruchlos hübschen Bauernhäusern in den Alpen, so daß man anfangs, sich derlei Häuser in einer städtisch verfeinerten, wie man glaubte verbesserten Weise neu zu erbauen oder auch erworbene alte Bauernhäuser in solcher Art zuzustutzen. Man nannte dies in Künstlerkreisen „anschweizern“, wie überhaupt der Name „Schweizerhaus“ für ein ländliches Gebirgshaus gebraucht wurde.

Infolge der ungeschminkten Wahrheit im Bau und Ausschmückung ist das Bauernhaus der getreue Ausdruck des Berufes, Geschmackes, der Verhältnisse, Denk- und Lebensweise, Sitte und Religiosität seiner Bewohner und deshalb erscheint es dem verständigen Beobachter als dankenswerter Gegenstand des Studiums im Gegensatze zum prunkvollen neueren Stadthause, welches mit seinem gleißenden Äußeren in vollem Gegensatze zur bunt zusammengewürfelten Schar seiner Mieter steht.

1. Zierformen im allgemeinen.

Die Bauernhäuser erhalten die äußere Ausschmückung meistens nur im Giebel des Wohngebäudes, der zugleich die Straßenseite, wenn auch nicht immer die Eingangsseite ist. Wenn die Langseite der Straße zugekehrt und dann geschmückt ist, so hat oft eine Drehung des Firstes stattgefunden. Die

Langseiten in den Dörfern sind in der Regel im Hofe, werden von der Gasse nicht gesehen und gehen bald in Wirtschaftsgebäude über, welche nur selten eine Verzierung erhalten. Die folgenden Ausführungen betreffen bezüglich des Äußeren zumeist die Hauptschmuckseite, den Giebel, ohne daß dies besonders hervorgehoben wird. Der seltener vorkommende Schmuck der abgelegenen Seiten ist dann stets in der Art der sichtbaren Seite gemacht, wenn auch in einfacherer Weise.

Die Zierformen des Bauernhauses im Äußeren und Inneren bestehen:

- a) In der Anarbeitung des Holzes und Anbringung von hölzernen Bauteilen allein zum Schmucke des Hauses.
- b) In der Bemalung von Holz- und Mauerwerksteilen.
- c) In Schmuckformen in Mauerwerk und Stein.

a) Zierformen des Holzes in der Anarbeitung.

1. Einzelne Bretter werden am Rande in verschiedener Weise ausgeschnitten, in der Mitte kreisförmig angebohrt, durchbohrt oder gestemmt, Flächen werden ausgekerbt oder auf eine andere Weise Figuren eingestochen. Derartige Bretter verwendet man als Säume für Dachvorsprünge, Lauben u. a.

2. Leisten werden gekehlt oder mit fortlaufendem Schnitzwerk versehen. Man verwendet sie zur Ausfüllung von Ecken bei Schalungen an den Balken oder Holmen.

3. Schalungsflächen werden mit Fugleisten beschlagen, man teilt sie durch einfache oder verzierte Frieshölzer, auch Leisten in wag-, lotrechter oder schiefer Richtung in Felder, in denen die Bretter in wechselnder, aber symmetrischer Richtung angebracht sind. Diese werden mehr oder weniger ausgeschnitten, wobei auch verschiedene Gegenstände, Embleme und dgl., zur Darstellung gelangen. Brüstungsflächen schneidet man nach zahlreichen Formen aus, in der Regel in symmetrischen oder auch fortlaufenden Figuren. Zuweilen sind die Ausschnitte derart, daß einzelne oder eine fortlaufende Reihe gleicher menschlicher Figuren entsteht

4. Freistehende Säulen erhielten zuerst eine Verzierung der Flächen nur mittels Kerbschnitt, später durch verschiedenartige Abkantung, Einschneiden starker Ringe, Kerbungen an den Hirnholzkanten, weiters durch Belebung der glatten Flächen mittels Herausstechen verschiedener Zeichnungen, entweder mit stets wiederkehrendem Muster oder selbständiger Zeichnung. Man geht sogar bis zur Durchschlitung der Hölzer, um sie möglichst leicht zu gestalten, was allerdings keinen guten Eindruck macht. Erst in späterer Zeit nahm man von der Schulkunst die Formen der Steinsäule mit Sockel, geschwelltem Schaft und Kapital herüber, vermied aber stets das Aufnageln von Leisten und brachte alle Formen nur durch Herausnehmen zustande. Wir wollen diese Art der Holzbearbeitung umschneiden heißen. Freistehende Ständer ziert man mit Knospenformen, Schnecken, auch durch Ausschneiden menschlicher Köpfe.

5. Deckenbalken faset und schnitzt man an den Kanten gerade oder in verschiedenen krummen Linien, läßt jedoch stets das Ende nahe der Mauer vollkantig. Die sichtbaren Flächen werden mehr oder weniger mit Schnitzereien versehen, in einzelnen Fällen vollständig damit bedeckt. Den Vorzug genießt der Unterzug. Dessen untere Fläche zeigt gewöhnlich die Jahreszahl der Hauserbauung und die beliebten mit dem Zirkel gezeichneten Kerbschnittmuster.

6. Die zur Herstellung weit ausladender Vordächer, vorzüglich im Oberinntal und Vinstgau in Tirol nötigen sichtbaren Hölzer plegt man dort in ver-

schiedener Art kunstvoll aus- oder umzuschneiden, freie Enden versieht man mit Zapfen oder Tierköpfen.

7. Einfache Pfetten, die aus den Längswänden zum Tragen des Giebelvordaches oder aus den Querwänden zum Tragen des Längsvordaches stufenförmig hervortretenden oberen Blockbäume sieht man oft reich profiliert, gekerbt oder eingebrannt.

Die Verzierung der Holzflächen wird meist durch Einreißen oder Einschneiden von Linien und Figuren ausgeübt und wir unterscheiden dabei das Ritzen, den Kerb-, Flach- und Tiefschnitt und die Ausgründung. Hiezu kommen noch einige andere Verfahren, welche in Ausschaben flachrunder Furchen bestehen. Die Ritztechnik sehen wir besonders auf vorgeschichtlichen Tongefäßen, ohne oder mit farbigen Einlagen verwendet und können deshalb mit Recht schließen, daß damals auch das nun verschwundene Holz so verziert war. Übrigens wurde und wird diese Zierart auch bei uns geübt und das Museum für österreichische Volkskunde bewahrt Holzmulden mit Ritzverzierung aus der Gottschee und aus Dalmatien.

Weit verbreitet war der Kerbschnitt, der heute noch sehr häufig, in den Karpathen volkstümlich und in Städten als Liebhaberkunst geübt wird. Er besteht aus mäßig tiefen Einschnitten in Keilform, die also im Grunde eckig sind. Er ist ebenso mühsam und zeitraubend wie Stickerie, da er über große Flächen verbreitet sein muß, soll er wirksam sein. Die Handwerker verwenden ihn daher nur selten, etwa zur Zierde von Kanten des Hirnholzes. Einfache Leute machen ihn heute noch nur mit einem einfachen Schnitzer, nachdem die Zeichnung mit freier Hand mittels Stift, Lineal oder Zirkel eingerissen ist. Geübtere arbeiten außerdem noch mit dem Geisfuß, Hohl- und Balleisen, der erstere mit der Schneide aus zwei geraden, winklig zueinander gestellten Teilen, das zweite mit segmentförmiger oder halbrunder, das Balleisen mit gerader, schräg gestellter Schneide, halb Schnitzer, halb Stecher.

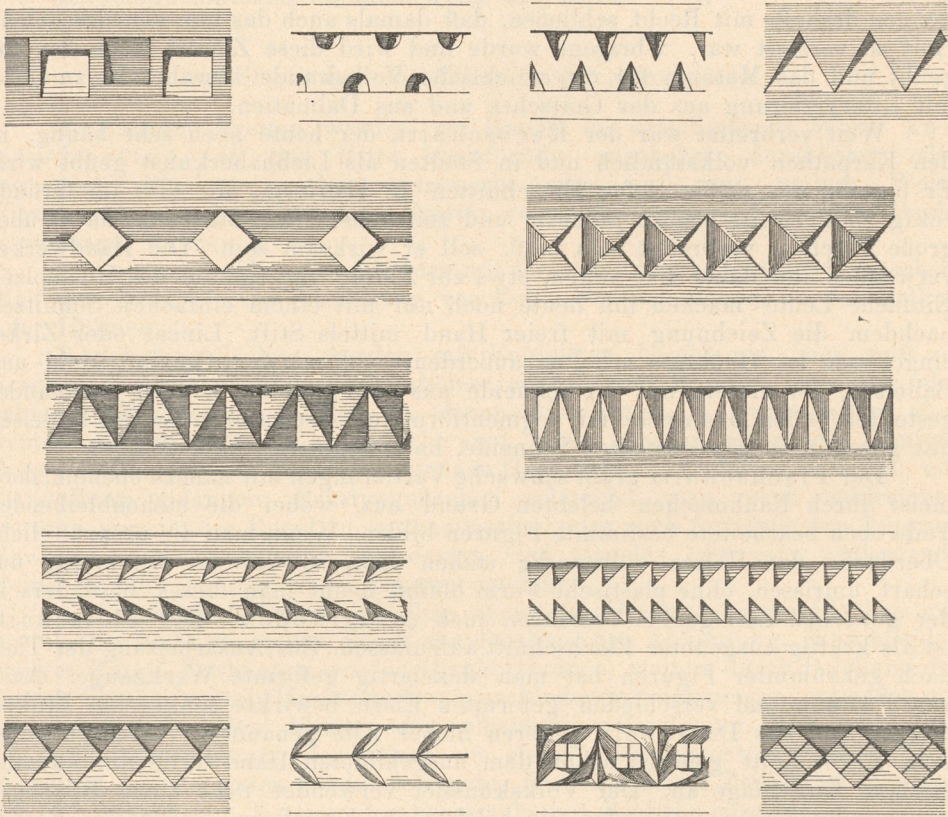
Der Flachschnitt gräbt schwache Vertiefungen mit nahezu ebenem, doch meist durch Rauhmachen belebten Grund aus, wobei die stehenbleibenden Teile oben bearbeitete bestimmte Figuren bilden. Wenn man die ursprüngliche Oberfläche des Holzes vollständig stehen läßt, so daß die Zeichnung nur scharf umrissen, ohne plastische Form bleibt, nennt man dieses, besonders in der gotischen Zeit geübte Verfahren auch „ausgründen“. Der Tiefschnitt ist als kräftig ausgeübter Flachschnitt aufzufassen. Zur Ausarbeitung der Tiefe nach gekrümmter Figuren hat man dexelartig geformte Werkzeuge. Auch von Punzen und verschieden geformten Eisen bewirkte senkrechte Einkerbungen und das Drechseln gehören hieher. Alle genannten Verfahren außer dem Kerbschnitt gehören schon dem ausgebildeten Handwerke mit künstlerischem Einschlage an. Der Volkskünstler verwendet noch einen Ritznagel, ein gerades Stemmeisen oder ein solches in Kreisform, außerdem Raspel, Klipfel (Holzhammer) und eine Vorrichtung zum Einspannen, der einfache bäuerliche „Schnitzler“ aber nur den Schnitzer allein.

Es ist selbstverständlich, daß der geübte Schnitzer sich aller Vorteile bei Bearbeitung des Holzes bezüglich der Richtung der Schnitte gegen die Stellung der Faser, der Wirkung der Querschnittsflächen, dann betreffs Glättens, Beizens, Einlassens und auch Färbens bedient.

Mittels dieser beschriebenen Verfahren macht man auf dem Holze einzelne gleichlaufende oder Zickzacklinien, geometrische Figuren nach dem Lineale und besonders gerne mit dem Zirkel, weiters religiöse, symbolische oder gewerbliche Abzeichen, Jahreszahlen, Namen oder Anfangsbuchstaben, naturalistische Blätter, Knospen oder Blumen an Stengeln, sonderbarerweise in Töpfen und Sträuße in Vasen stehend, bäuerliche Werkzeuge, seltener Tiere und Menschen. In manchen Fällen, heute wohl selten mehr verstanden, sollten

bestimmte Figuren, vor allem der fünfspitzige Trudenfuß u. a. m. an wichtiger Stelle über der Haus-, Zimmer- oder Stalltüre, am Unterzug, an der Wiege als Beschwörungsmittel gegen feindliche Einflüsse dienen. Bei breiten Flächen werden Randleisten mit fortlaufendem Muster um die Hauptdarstellung angebracht, T.-Abb. 63. Schmale Flächen, als: Fenster- und Türverkleidungen, Stürze, Füllflächen um die Hauptfiguren werden mit einfachen oder gekreuzten Ritzen, kleinen punkt- oder kreisförmigen Punzen oder einfachen kurzen Kerben ausgefüllt. Die oben angeführten Darstellungen erfordern selbstverständlich in der Regel eine bestimmte Technik, welche dabei zur An-

Abb. 63.



Kerbschnittleisten.

wendung kommt und es hat jedes Werkzeug einen bestimmten Kreis von Arbeiten, für welche es am besten geeignet ist. Das verwendbarste, möglichst faserfreie Holz zu beschaffen, war dem Bauer wohl seinerzeit nicht schwierig. Bei dichtem, gut gewähltem Muster ist der Kerbschnitt durch den Wechsel an Licht und Schatten trotz der Einfachheit reizvoll.

Am verbreitetsten ist diese Technik heute noch in den Karpathen bei den Goralen und besonders im Osten bei den Huzulen, im südlichen Siebenbürgen bei Rumänen und Székleren und in Kroatien. Anderwärts sieht man wohl noch viele alte Geräte in Kerbschnitt verziert, wie in den Alpenländern, in Steiermark, Salzburg, sogar im Wienerwalde, doch hört man dort

selten von Schnitzern oder „Schnitzlern“. Spuren einfachen Kerbschnittes bemerkt man noch an neuen Brunnenstöcken, Torsäulen, Bildstöcken als Reste einer alten Kunst. Beispiele der Verwendung sind auf den Tafeln Salzburg Nr. 1 und 2, Steiermark Nr. 4, Kärnten Nr. 2, Tirol Nr. 2, Böhmen Nr. 1 und 7, Kroatien Nr. 1 und 2 und in ausgezeichneter Weise auf Tafel Bukowina Nr. 1 zu finden.

Die gediegensten Leistungen in Holzbearbeitung finden sich in Tirol, allerdings nicht als Erzeugnisse von Volkskunst, sondern eines Kunsthandwerkes, welches in Stadt und Land seine Erzeugnisse absetzte. Deutsche und slawische Häuser im nordöstlichen Böhmen bieten gleichfalls schöne Leistungen, offenbar als Erbe der Holztechnik von hölzernen Kirchen und Stadthäusern. Weniger an Holzschmuck gibt es in Salzburg. Von den Karpathenländern, Siebenbürgen und Kroatien war bereits die Rede, wo diese Zierweise noch immer geübt wird. In letzteren Ländern wird hauptsächlich in Eichenholz gearbeitet, welches besonders in Kroatien mit Zähigkeit und Wetterbeständigkeit eine verhältnismäßige Schlichtheit ohne besondere Härte verbindet. Es ist begreiflich, daß bei voraussichtlich langer Dauer für Ausschmückung größere Opfer gebracht werden können.

Der Kerbschnitt sowohl, als die anderen Schnitzgattungen werden auch in Verbindung mit Malerei angewendet, indem der Grund und auch einzelne Flächen kräftige Färbung erhalten.

Buchstaben und Zahlen, auch typische Verzierungen werden manchmal auch eingebrannt, wenn die Zimmerleute im Besitz von Brenneisen sind.

b) Bemalung des Hauses.

Ein anderes, früher sehr verbreitetes Schmuckmittel des Bauernhauses auf Holz- oder Mauerwerkswänden ist die Färbung, entweder in einem Tone über größere Flächen als glatter Anstrich, mit bunten regelmäßig abwechselnden Tönen oder auch mit Ornamenten, Tieren, Menschen u. a., abgetönt sowohl als auch in natürlichen, meist sehr entschiedenen Farben.

Auf Holz malte man früher nur mit Leimfarbe und nachträglichem Firnisüberzuge, auf Verputz mit Kalkfarben. Zuerst wurde bei der Bemalung die Struktur der beiden Baustoffe festgehalten, indem man beim Holz die Zusammensetzung berücksichtigte und jedes Stück besonders mit Linien, Ranken, geometrischen und anderen Motiven bemalte, bei Mauerwerk die ununterbrochenen Flächen zur Darstellung großer Bildwerke benützte. Später brachte man zusammenhängende Malereien auch auf Blockwerk- und Schalwänden an, offenbar in Nachahmung der Freskomalerei.

Die Gegenstände der Bemalung auf Mauerwerk sind sehr mannigfaltig und verschieden an Kunstwert. Von den durch die slowakische Bäuerin auf die geweißte Mauerwand aus freier Hand oder mit selbst geschnittenen Papierpatronen aufgetragenen Blumen bis zu den kunstvollen Freskogemälden an Nordtiroler Bauernhäusern finden sich zahlreiche Zwischenglieder verschiedener Art. Außer den S. 193 angeführten Darstellungen seien noch erwähnt: Heiligengestalten, biblische Szenen, Embleme der Religion, Liebe und Treue, zwei brennende oder mit Pfeilen durchstochene Herzen, zwei sich drückende Hände, dann Sonnenuhren, Gebäude, Landschaften, Städte, Kirchen, bäuerliche Beschäftigungen und Jagden. Eine andere Abteilung begreift die Nachahmung von Architekturteilen, als Eckquader, Säulen, Fenster- und Türschambranen, Portalbaue, auch zwei Geschosse zusammenfassend. Es wurden auch große Giebelfelder zur Aufnahme umfangreicher religiöser Fresken verwendet.

Während viele dieser Fresken als Kunstwerke betrachtet werden müssen, die von geschulten Malern hergestellt wurden, zeigen andere durch willkürliche Einteilung, Fehlen der Perspektive, Unverständnis der Architekturformen und unvollkommene Darstellung der menschlichen Gestalt und der Tiere bei aller sonstigen Übung und Sicherheit den bloß routinierten Handwerker, Dorftischler oder „Kistler“, wie man ihn in Ober-Bayern nannte. Deren Kunst zeigte, wo sie auf eigenem Wege ging, stets eine große Neigung zu möglichst naturalistischer Behandlung.

Die Bemalung der Mauerwände kam bei Bauernhäusern erst im 18. Jahrhundert stärker in Aufnahme, wenn auch einzelne Amts- und Wirtshäuser auf dem Lande schon zwei Jahrhunderte früher bemalt wurden. In erster Linie stand Tirol, dann Steiermark, Salzburg und Vorarlberg in minderm Grade. Vor dem 18. Jahrhunderte waren aber die Bauernhäuser fast überall noch aus Blockwerk und die starke Verbreitung der Freskomalerei stammt überdies erst aus der Zeit der Gegenreformation und nach dem dreißigjährigen Kriege, als man die katholischen Kirchen Bayerns und Tirols in prächtiger Weise ausmalte. Diese Arbeiten wurden, besonders an hervorragenden Bauten von Italienern besorgt, doch bei Wohnhäusern meist durch deutsche Meister oder Handwerker und man weiß, daß diese Meister auch Schüler in künstlerischer Weise ausbildeten.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erlosch diese Zierweise nicht nur, sondern man fand auch an alten Werken derselben keinen Gefallen mehr, so daß eine große Zahl übertüncht wurde. Erst in neuerer Zeit kommt dieser Kunstzweig wieder in Aufnahme und zwar hauptsächlich in Bayern. Einzelnen lassen sich oberösterreichische Bauern auf die Schauseite des Hauses das Bild ihres Lieblingsheiligen malen. Tafel Tirol Nr. 3 bringt die Skizze einer solchen Arbeit. Wir haben daher in dieser Richtung bei uns fast nur Alterhaltenes und außer Tirol überhaupt sehr wenig.

Der farbenliebende Slawe schmückt sein Haus mindestens mit bunter, kräftig getonter Tünche, wie die Slowenen in Südsteiermark und Nordkrain. Die Slowaken in Mähren und auch in Ungarn geben sich sonderlich Mühe, ihre unebenen, grellweiß getünchten Lehmwände zu verzieren. Diese werden entweder kräftig in mehreren Farben getüncht oder gespritzt, an einzelnen Stellen mit Ranken, Blättern und Blumen bemalt oder mittels Patronen aus Papier oder Erdäpfeln patroniert. Die Erdäpfel werden dazu halbiert, die Muster, bestehend aus Kreuzen, Sternen oder Kreisen in die Schnittflächen vertieft, diese in Farbe getaucht und in gewisser Ordnung auf der Mauer abgedruckt. Die Zwischenflächen betupft man mit einem in Farbe getauchten Büschel aus Ähren. *) Interessant ist, daß man in Niedersachsen zu ähnlicher Arbeit Rüben benützt. Bei Bemalung der Hauswände, welche, wie die obige Arbeit, durch die Weiber geschieht, macht man außen oberhalb der Türe und den Fenstern, innen oft über alle Stubenwände naturalistische, auch schon etwas stilisierte Blumen und Ranken. Bei den Slowenen gebraucht man sehr lebhaft Farben und zwar im Sockel dunkel smaragdgrün, an den Wänden lebhaft heller in anderen Farben, mit breiten Streifen um Fenster und Türen.

Die ungarischen Bäuerinnen im Alföld, denen neben der Tünchung ebenfalls die Ausschmückung des Hauses obliegt, haben dazu ein eigentümliches Verfahren. Kleine Ballen aus lockerer, verwickelter Wolle werden in Farbe getaucht und gegen die Decke geworfen, wo sie teilweise aufgelöst, wirre Umschlingungen hinterlassen. Dies geschieht nacheinander in mehreren Farben. Die Wände werden gespritzt oder einfach patroniert. Die Patronen erzeugt sich das Weib ebenso wie in Polen und der Slowakei nach Art

*) Mitteilung von J. Kroboth in Themenau bei Lundenburg.

einer bekannten Kinderspielerei durch mehrfaches Zusammenlegen von Papier und Ausschneiden von Löchern und Schlitzten an den Kanten, wodurch symmetrische, sternförmige Figuren entstehen. Der praktische Zweck aller dieser Malereien ist, die Fliegenspuren zu verschleiern.

Eine Zusammenfassung der Malweise der willkürlich die Schulkunst nachahmenden Dorfmalers zu geben, ist nicht möglich. Manchmal ist nur eine Farbe verwendet und mit Tönen abgeschattiert, anderswo eine einfache Architektur mit grellroten Quadrern ausgestattet, man macht Umrahmungen in grau oder auch bunte Blumenranken allein. Kleine Fensteröffnungen sucht man durch breite, gemalte Schambranen und hohe Verdachungen stattlicher zu machen. Geometrische Verzierungen sind nicht sehr beliebt und daher, als zu wenig bezeichnend gemieden worden. In der Wahl der Farben hat man oft die Komplementärfarben rot-grün, blau-orange oder gelb-violett zusammengestellt, ist in vielen Fällen aber ganz willkürlich vorgegangen.

Mit besonderer Vorliebe wurden die gemauerten Speicher bemalt. Sowohl im Lungau, Tafel Salzburg Nr. 6, als auch in Kärnten sind gemauerte Kasten nicht selten, welche mit Eckquadrern, Bändern mit geometrischen Verzierungen (der „laufende Hund“, d. i. Meereswellen), auch Lesenen, Fenster- und Türumrahmungen, Sonnenuhren, Heiligenbildern; Menschen oder Tieren bemalt sind. Im Lungau sollen die Ausführenden Friolander Maurer gewesen sein, welche im Sommer in den Alpen zahlreich arbeiten.

Vom 16. Jahrhunderte an wurden gemauerte Außenwände an zahlreichen Bauernhäusern auch mit buntem Kratzputz (Sgraffito) geschmückt und wir sehen noch heute an alten Häusern unter der abgefallenen Tünche Reste oder auch vollständige Kratzputzfassaden, Tafel Niederösterreich Nr. 3 und 4 und Steiermark Nr. 1, 2 und 3. Diese Technik war in allen Alpenländern üblich. Die Zeichnung besteht meist aus geraden Linien und damit verbundenen Kreisen, aber auch aus einfachen Ornamenten, Pflanzen, Tieren, Eckquadrern, Lesenen, Umrahmungen von Öffnungen mit Bändern oder einfacher Architektur, sogar auch Heiligenbildern. Die Zeichnung ist gewöhnlich etwas in den Putz eingerissen, die Farbe des Untergrundes, welche die Figuren bildet, von der Obertünche, die nach der aufgepausten Zeichnung weggekratzt wird, oft nur im Ton verschieden. Die auf den vorgenannten Tafeln Steiermark Nr. 1 und 2 dargestellten Gesimse sind keineswegs plastisch, sondern nur in Kratzputz gemacht. Der Kratzputz wurde bei uns meist nur durch Italiener gemacht und hörte mit dem 18. Jahrhundert wieder auf. Die Zeichnungen tragen keinen volkstümlichen Charakter an sich, sind entweder geometrisch steif oder Nachahmungen von Renaissance-mustern, manchmal aber auch ganz abweichend davon.

c) Zierformen in Stein oder Mauerwerk.

Diese Formen sind, soweit sie am Bauernhause vorkommen, vollständig der Schulkunst entnommen, bilden daher keinen Gegenstand dieses Werkes. Es sind auch zumeist mindere Leistungen. Da die Erbauung gemauerter Häuser diesseits der Alpen nicht volkstümlich geworden ist, so hat auch ein Einfluß des Bauers auf die Formen in Stein und Mauerwerk nicht ausgeübt werden können. Jedem Bauverständigen ist die Annehmlichkeit eines Blockwerkhauses gegenüber einem gemauerten einleuchtend, besonders bei ungeeignetem Baustein und unvollkommener Heizung, daher bei dem reichen Holzbestande und dem billigen Bezuge desselben diesseits der Alpen der Bauer nur durch verschiedenartigen Zwang davon abgebracht werden konnte. Nur in Südtirol und in den Karstländern ist wegen Holzmangels das Mauern

eine weitverbreitete Fertigkeit. Die ärmlichen Verhältnisse des südlichen Tirols, der zu einem großen Teile unergiebig Boden und das Kolonenwesen bringen es mit sich, daß Zierformen an Bauernhäusern fast nicht vorkommen. Überhaupt sind die Häuser dort sehr vernachlässigt. Der Schlot, wie am Hause zu Unter-Skobdil, Tafel Küstenland Nr. 1, ist auffallend reich, während das Haus wie die anderen in jener Gegend keine Zierde an sich trägt. Dagegen finden wir einzeln im Oberinntal und Vinstgau und besonders im reichen deutschen Weinlande südlich von Bozen auch bei Bauern Häuser mit tadellos ausgebildeten Schauseiten, für die schon vorher erwähnten halbadeligen Bauern erbaut. Sonst ist der Hauptschmuck und meist auch der einzige in Mauerwerk an Tiroler Häusern der bekannte Erker in halbem Sechsecke, an Bauernhäusern im Oberinntal hie und da, häufiger im Vinstgau vorkommend. Erker sind auch in Graubünden und im Engadin vorhanden, jedoch nur dreieckig, in Oberbayern dagegen seltener. Die Tafeln Tirol Nr. 3 und 5 bringen verschiedene Erker teils allein, teils mit den Häusern. In den tirolischen Städten sind die halbsechseckigen Erker übrigens an alten Häusern fast allgemein, so in Sterzing, Innsbruck u. a. Ein ähnlicher Erker wie in Schluderns auf Säulen im Erdgeschosse, Tafel 5, ist auch an dem durch seine reichen Fresken berühmten Gasthause zu Ötz, wofür übrigens in Tirol an Gasthäusern längs seiner einst so lebhaften Straßen häufige Beispiele vorliegen. Sonst sind nur noch Erker aus der Weinbaugegend bei Krems in Niederösterreich auf den Tafeln Nr. 4 und 5 dargestellt. Auf demselben Blatte befinden sich auch Zeichnungen verzierter Schlotköpfe.

In den übrigen Ländern des Reiches ist nur sehr wenig an älteren Zierformen in Mauerwerk zu finden. Wir erwähnen vereinzelte Haustüren mit glatten Spitzbogengewänden in Salzburg und Tirol. Manchmal begegnet man einem besseren gemauerten Hause mit Schambranen in Rokoko- oder Empireform, welches in der Regel einmal Gewerken- oder Amtshaus war. In der Michaelisgasse in Ödenburg ist an einem eingeschossigen Bauernhause von fränkischer Grundform eine reiche Barockfassade mit Torumrahmung aus gewundenen Säulen zu sehen, doch war dasselbe Eigentum eines geistlichen Ordens. Hauptgesimse, sowie Tür- und Fensterverdachungen aus Mauerwerk waren der großen Vordächer halber, welche das verhältnismäßig niedere Haus vor Schlagregen völlig schützten, nicht nötig und kommen daher nie vor. Die in neuerer Zeit von Baumeistern hergestellten durchaus gemauerten Bauernhäuser ohne Vordächer haben bereits kleine Hauptgesimse. Im Hofe schützt die Niederlaube die Öffnungen, am Giebel ein gemauertes Simsdach, ähnlich wie bei Holzhäusern (s. S. 105). Außerdem versuchen sich Landbaumeister und Dorfmaurer in Verwendung der bei städtischen Bauten aufgeschnappten Architekturteile, Gesimse und Schornsteinköpfe.

Zur Kennzeichnung dieser Arbeiten dient Tafel Ungarn Nr. 2. Nach der Jahreszahl auf dem Durchzug in der Stube ist das Haus 1814 hergestellt und an der Fassade sehen wir Rokoko-, Empire- und naturalistische Formen, wie die Blume im Topfe, miteinander vereinigt. Ebenso naiv ist die Fensterumrahmung in Priel bei Senftenberg, Tafel Niederösterreich Nr. 4, in später Zeit in einem frei behandelten Rokoko gemacht.

Eine bäuerliche Volkskunst in Eisen gibt es nicht. Der Bauer hütete sich möglichst vor der Verwendung desselben, sowohl beim Bau als auch der Ausschmückung, da es früher sehr teuer war und er sich mit der Verarbeitung desselben nicht abgeben konnte. Die Eisenhandwerker, Schlosser und Schmiede hielten sich bei Anfertigung der notwendigen eisernen Geräte, wozu einige Herdgeräte gehören und seit dem 18. Jahrhunderte noch Fenster- und Türoberlichtgitter an die städtischen Formen. Siehe Tafeln Oberösterreich Nr. 5, 6 und 7.

2. Anbringung der Zierformen an den einzelnen Hausbestandteilen.

Die Ausstattung der Gebäude ist selbstverständlich dem Vermögensstande der Besitzer entsprechend sehr ungleich, während der einzelne wieder von der in der jeweiligen Gegend gebräuchlichen Ausschmückungsart in gewisser Hinsicht abhängig ist. Es gibt auch andererseits wohlhabende Landstriche, wo die Häuser zwar wohlgebaut, doch ganz nüchtern sind. Es soll nun hier nach Möglichkeit auch auf das Vorkommen der Schmuckarten aufmerksam gemacht werden, doch sei auf die vorausgehende allgemeine Abhandlung über Volkskunst hingewiesen, wo schon viele Örtlichkeiten namhaft gemacht wurden. In vielen Gegenden, besonders im Westen und in der Nähe größerer Städte sind bereits zum großen Teile moderne Baumeisterfassaden einförmigen Aussehens entstanden. Dieser Vorgang wiederholt sich mit steter Beschleunigung.

a) Blockwände.

Der Schmuck der Blockwände ist, wie zu erwarten ist, ein bescheidener. Ein Blockwerkhaus gilt schon als ein besseres, wenn es aus vierseitig behauenen Bäumen besteht.

In Salzburg, Tirol und Vorarlberg werden die Stirnflächen der sich kreuzenden Bäume an den Ecken oder auch in der Wandmitte auf originelle Weise verdeckt. Die Bäume gehen nicht bis an die äußere Fläche der Wand durch, sondern sind vom Langholze der anderen Wandbäume mehrere Zentimeter stark überdeckt. In diese Deckfläche werden dann aus Hirnholz verschiedene Figuren eingesetzt, Buchstaben, religiöse und gewerbliche Abzeichen oder Werkzeugbilder, Tafel Salzburg Nr. 2*). Die Buchstaben untereinander bilden manchmal ein Wort, einen Namen. Anderswo wechselt man mit der Form der Querschnitte des Hirnholzes, welches man dann bis an die Außenfläche gehen läßt, siehe Tafel Kärnten Nr. 1 und 2.

In Vorarlberg steht jedes obere Geschöß, in Salzburg und Nordtirol das Dachgeschöß gegen das untere um 10 bis 15 Zentimeter und auch mehr vor. Es ist dies in der Bauweise begründet, indem der vorspringende Wandbaum zum Auflager der Decke dient, dieserhalb auch oft ausgefäلت und überhaupt stärker genommen wird. Die außen vorstehende Kante wird stark abgefaset, glatt oder bunt bemalen und mit Inschriften, geometrischen Verzierungen oder Ranken versehen. Im Bregenzer Walde und in Salzburg ist unter dem vorstehenden, dann vollkantig belassenen Baume ein geschnitztes Konsolgesimse in Zahnschnitt oder Rundbogen angebracht (Tafel Vorarlberg Nr. 1). Die Kante trägt wohl mitunter das sehr häufige Strickmotiv in Schnitzerei und auch bunt bemalt. Im Rheintal wird auch das ganze Wohngebäude außen rotbraun angestrichen. Tafel Oberösterreich Nr. 7 bringt die Bemalung eines Speicherbalkens, die Erfindung eines ländlichen Künstlers.

Viel an Schmuck sieht man am Äußeren der Bauernhäuser Böhmens von Norden herab bis zur Linie Komotau—Melnik—Časlau—Polička—Senftenberg, und zwar Umgebände, Ziergiebel, Hochlauben, Giebellauben und Kreuzstüben, wofür an den betreffenden Orten das nötige gesagt wird. Der merkwürdigste Schmuck ist das dort am häufigsten vorkommende Umgebände, Tafeln Böhmen Nr. 1, 2, 6, 7, 9, 12 bis 15 und Mähren Nr. 2. Die technische Seite desselben ist bereits S. 100 beleuchtet worden, wonach es das einstige Traggerüste des Daches war. Heute ist es, mit seltenen Ausnahmen nur

*) Siehe darüber Eigl: „Salzburger Gebirgshaus“, S. 30.

eine, übrigens sehr wirksame Zierform, wie sie auch noch in Städten manchmal zu finden ist und den Eindruck verblendeter Lauben macht. Verziert sieht man es in Böhmen südlich bis zu einer Linie Komotau—Melnik—Jungbunzlau—Jičín—Chotzen—Hohenmauth. Die Verzierung besteht in umgeschnittenen Säulen, ausgeschnittenen Streben, bezw. Bügen und Kapphölzern.

Wenn die bauliche Herkunft des Umgebines slawisch ist, wie dies S. 100 nachgewiesen wurde, so ist die Ausbildung zur Zierform und die Einfügung der Blockwand wohl den im 13. Jahrhunderte eingewanderten Deutschen zuzuschreiben. Jenes Gebiet, wo es am häufigsten vorkommt, ist entweder deutsche Siedlung seit dem Beginne der Bewohnung oder nachträglich slawisiert worden, wo es aber von jeher slawisch war, unter dem Einflusse der dort sehr zahlreichen deutschen in Holz erbauten Städte gestanden. Auch die großen Waldhufengebiete (siehe Hausformenkarte) befinden sich dort, fast durchwegs deutsche Gründungen. Im ungestörten slawischen Gebiete im Inneren Böhmens ist das Umgebinde zwar als Bauteil, doch nicht als Zierform vorhanden. Die Deutschen wurden unter so günstigen Bedingungen nach Böhmen berufen, daß sie sofort in der Lage waren, ihre Höfe sorgfältig auszubauen, während die Čechen unter ihren nationalen Königen damals in sehr gedrückter Lage waren, allerdings, weil es den Königen nicht leicht möglich war, gegen die čechischen Grundherren vorzugehen. Erst infolge der deutschen Einwanderungen errangen sich die čechischen Bauern allmählig ein besseres Los.

Ursprünglich ist das Umgebinde nicht als Volkskunst aufzufassen. Nach den oben entwickelten Grundsätzen zieht die Volkskunst Bauglieder ohne zwingende Ursache, als solche nicht zum Schmuck allein heran, sondern bedeckt nur die nötigen allfällig damit. Das Umgebinde ist aber jetzt und war in Verbindung mit Blockwerk nur Schmuckform. Dies bringt uns auch darauf, daß die Verwendung desselben bei Blockhäusern von den Städten ausgegangen sein muß. Tafel Böhmen Nr. 1, erste Abbildung, mag darauf führen. Wir haben S. 183 von der Möglichkeit des Bestandes eigener Bauhütten oder Hüttenabteilungen für Holzbaustil gesprochen, welchen die Ausführung von Kirchen, Rat- und städtischen Häusern in Holz oblag und von diesen zweifellos deutschen Körperschaften dürfte die Verwendung des Umgebines zur Zierde allein ausgegangen sein.

An den Blockwänden ist in der Regel keine plastische Zierde angebracht. Hie und da findet man, so im Vorarlberger Rheintal, Malereien quer über die Fugen, Figuren, Landschaften und Ranken. Im Montafontal sieht man bemalte Friese zwischen den zwei Geschossen. Einige Arbeit verwendete man an die Tür- und Fensterstöcke, welche die Wandbäume aufnehmen. Dies geschieht in Tirol, siehe Tafel Nr. 2, in der Bukowina bei den Huzulen und bei Zakopane in Galizien. Werden einzelne Wände des Schutzes gegen die Witterung halber verschalt, so sind dann wohl auch die Schindel ausgeschnitten, Tafel Oberösterreich Nr. 6.

b) Gemauerte Wände.

Deren Zierformen sind bereits S. 197 f, Bemalung und Sgraffitoputz S. 197 geschildert worden.

c) Fachwerkwände.

Fachwerkwände kommen bei uns bloß in Nordböhmen, insbesondere im Egerland und in Vorarlberg vor. Man schmückt sie durch die kunstvolle Anwendung von geraden oder krummen, ausgeschnittenen, gefasten Streben,

allein oder zu mehreren in Kreuzes- oder Sternform, auch in dichtem Gitterwerk, in dieser Art in Nordwestböhmen, während sie in Vorarlberg einfach sind (Tafel Böhmen Nr. 4, 10 und 11). Selten findet man und erst in neuerer Zeit bei uns die in Niedersachsen gebräuchliche Ausmauerung der Fache mit verschieden gefärbten und gestellten Ziegeln (Tafel Schlesien Nr. 1). Die Hölzer erhalten oft einen lebhaften Anstrich in rot oder braun, in Vorarlberg auch in blau. Die Mauerflächen werden verputzt und in Böhmen manchmal bemalt.

d) Dach und Giebel.

Der Giebel war von jeher ein Hauptträger des Schmuckes, nicht nur an Stadt-, sondern auch an Bauernhäusern und lange Zeit der einzige Ort, an dem Schmuck angebracht werden konnte. Es war das Antlitz, mit dem das Haus in die Straße sehen konnte. Bei den schlechten Zuständen der Straßen nicht nur der Dörfer, sondern auch der Städte war das Erdgeschoß nicht geeignet, verziert zu werden. Auf dem Lande waren überdies die Hauswände aus Flechtwerk, Lehm, unverputzten Bruchsteinen, Findlingen oder runden, bezw. unvollständig behauenen Blockbäumen gemacht, die man in keiner Weise schmücken konnte. Es blieb daher nur der Giebel übrig, um dem Kunstbedürfnis des Hausbesitzers Genüge zu tun, und zwar dieser allein, da es entweder kein oder nur ein niederes Obergeschoß gab. Auch bei dem Stadthause spielten die Giebel bis ins 17. Jahrhundert fast allgemein diese Rolle, teilweise noch später und beim Bauernhause sind die alten Verhältnisse noch heute größtenteils aufrecht. Besonders auffallend ist dies bei vielen slawischen Häusern, wo bei höchst einfachen Hauswänden der Giebel oft sehr zierlich hergestellt ist.

Im Giebel läßt der Eigentümer seinen und seines Weibes Namen, auch den des Baumeisters, das Baujahr, religiöse und andere Abzeichen, Sprüche und verschiedenen Schmuck in Holzarbeit und Bemalung anbringen. Dort, gegen die Straße konnte es jedermann sehen, bewundern, aber auch leider benörgeln. Zahlreiche Tafeln des Werkes bringen einschlägige Beispiele.

Sehr häufig sind die Flug- oder Ortläden, welche die Giebelränder der Eindeckung gegen Wind zu schützen haben, zierlich ausgeschnitten und in dieser Art auch mehrfach übereinander vorstehend befestigt. An einzelnen Orten werden die Flugläden mit ausgeschnittenen Schindeln schuppenartig benagelt, Tafeln Salzburg Nr. 1, 2 und 3, Steiermark Nr. 8.

An der Spitze des Giebels sind oft Figuren ausgeschnitten, welche wie so vieles andere im bauerlichen Leben auf heidnischen Ursprung weisen und früher Schutz vor Beschwörungen und Zaubereien durch übelwollende Feinde und andere ungünstige Einflüsse bezwecken sollten, was freilich heute vom Bauer nicht im geringsten verstanden wird. Ursprünglich waren es Pferdeköpfe und noch heute sind dieselben am häufigsten zu sehen. Die Flugläden, öfter schon stärkere Dielen, kreuzen sich im Firste und gehen ein gewisses Stück darüber hinaus, wo dann die Figuren eingeschnitten sind, entweder Pferd- oder andere Tierköpfe, schließlich auch nur Ornamente. Es dürfte dies der Ersatz für den einst in Wirklichkeit angenagelten Roßschädel sein. In Bayern wird zwischen oder auch allein wie zur Abwehr des heidnischen Gebrauches ein Kreuz hineingesetzt. In Tafel Tirol Nr. 6 ist an dem Hause in Stuben ein Pferdekopf, an dem Futterkasten Tafel Steiermark Nr. 6 ein verkümmerter Tierkopf zu sehen. In Böhmen ist daraus ein lotrechtes, ausgeschnittenes Brett geworden.

Die Verbreitung dieser Tierfiguren war früher sehr groß, doch konnte man sie beim Übergange zum Schopfwalen oder zum gemauerten Giebel

nicht mehr anbringen und ließ sie daher ganz weg. Am häufigsten sieht man sie noch im südöstlichen Niederösterreich und den angrenzenden Teilen von Steiermark und Ungarn, im nordwestlichen Niederösterreich und den benachbarten deutschen Gebieten in Böhmen und Mähren, im Böhmerwalde, in Salzburg, dem nördlichen Tirol, im Vinstgau, der südöstlichen Schweiz, einzeln auch in Oberkärnten, bei den Deutschen in Südungarn und merkwürdigerweise auch im östlichen Kroatien, wie Tafeln Nr. 1 und 2 zeigen.

In neuerer Zeit sind öfter in Nachahmung von Kirchen und Schlössern Aufsätze aus Blech über den Schopf- oder Walmspitzen angebracht worden, Tafel Böhmen Nr. 8. Auf der Dachspitze der Keusche zu Feistritz, Tafel Kärnten Nr. 1, steht ein solcher Aufsatz, woran seitwärts das Handwerkzeug des Erbauers, eines Zimmermannes befestigt ist. Im Böhmerwalde sieht man oft im Firste, nahe dem Giebel ein schräg eingeschlagenes zur Ruhe gesetztes Beil, wahrscheinlich die Vollendung des Hauses bezeichnend. In Oberösterreich, besonders im Innviertel befestigt man auf der Schopfspitze eine aus Blech hergestellte Röhre, welche am oberen Ende Mond und Sterne trägt und an welche seitwärts an zwei Bändern eine in Blech ausgeschnittene Heiligenfigur angemacht ist, welche sich nach Art der Wetterfahnen drehen kann. Bei Stroh- und Schindeldächern stellt man ein über die Dachvorschubebene vorragendes halbkugelförmiges, an die Dachfläche anschließendes Dächlein her, Tafel Böhmen Nr. 1, Proschwitz, welches beim Strohdache wohl zur Versicherung des Firstendes dient und auch auf das Schindeldach übergegangen ist. Es ist sehr häufig bei den Slowaken zu sehen.

Auf der Dachfläche ist gewöhnlich keine Zierde angebracht, nachdem das in Österreich zumeist verarbeitete Weichholz dort nur kurzen Bestand hat. Die besonders bei Villen verwendeten, aus Brettern geschnittenen Aufsätze des Flugladens in Form von Akroterien sind mit Recht nicht volkstümlich, sondern nur der Mauerarchitektur entlehnt. Dagegen erhalten die Dachflächen dort, wo Eichenholz zu Gebote steht, oft reichen Schmuck wie in Kroatien nach Tafel Nr. 2 und im südlichen Siebenbürgen. Die auf der Wetterseite im First dort weit hinausragenden breiten Schindel werden in mannigfaltiger Art ausgeschnitten und beleben die sonst langweilige Firstlinie. In Kroatien setzt man über das Vordach im Firste hoch in die Luft ragende, mit mehreren einander folgenden, keck ausgeschnittenen Verzierungen versehene und in einer Kugel endende Stangen. Auch in Bosnien sind solche Aufsätze nicht selten.*) Die hölzernen, bezw. geflochtenen Schlotte geben gleichfalls zur Belebung des Daches Gelegenheit. Auf Tafel Böhmen Nr. 9 sieht man unten auf der mittleren Abbildung den verzierten Kopf eines solchen hölzernen Schlotes. Die kroatischen, geflochtenen und mit Schindel bekleideten, trichterförmigen Schlotte tragen sehr oft oben reichen Holzschnuck und hohe Aufsätze.

Ein sehr wirksamer Schmuck des Giebelvordaches, welcher dem nördlichen Tirol, einzeln über den Brenner reichend, und dem Vinstgau zu eigen ist, auch bei Partenkirchen, Mittenwald und Oberammergau in Ober-Bayern und im Kanton Graubünden der Schweiz vorkommt, besteht bei Blockwerkhäusern in der malerischen Ausbildung der Vordachbauweise. Da die Ausladung des Vordaches in jenen Gegenden zwei und drei Meter beträgt und wegen der flachen Dachneigung auf große Schneelast gerechnet werden muß, so wird das Vordach durch Anwendung zahlreicher Streben, Säulen, Kreuzhölzer, Hängsäulen, Brustriegel und dgl. gestützt, welche in der Regel durch Aus- oder Umschneiden, Schnitzen und außerdem oft noch durch Malen geschmückt werden. Man heißt diese Bauart „Bundwerk“. Neben einfacherer

*) Meringer: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXIV, S. 165.

Bearbeitung ist auch häufig das Strickmotiv an den Kanten oder über ganze Balken, die Anbringung von Zierzapfen oder Drachenköpfen an den Enden der Hängsäulen zu sehen. Sehr wirksam ist dieses reizvoll verschlungene Zimmerwerk, wenn der Giebel unverschalt bleibt, wodurch sich das Gerippe scharf abhebt. Die Tafeln Tirol Nr. 2, 6 und 7 geben Beispiele. Oft sind die Hölzer in gewisser Anordnung mit vorstehenden zierlichen Holznägeln besetzt, Tafeln Nr. 6 und 7, was übrigens auch an den Portalen der Siebenbürger Székler und Bulgaren und nach Tafel Oberösterreich Nr. 7 auch dort (Getreidekastentüre) vorkommt. In Salzburg ist dieses Strebenwerk im Giebel laut Tafel Nr. 2, wenn auch in schwächerem Maße vorhanden.

Wenn das Giebelfeld geschlossen wird, so geschieht dies im Gebiete dieses Ziergiebels und auch sonst häufig in Tirol mittels ausgeschnittener Verschalung, wozu jedoch das Fachwerk aus stehenden Kreuzen mit verzierten Hölzern außen sichtbar ist.

Bei gemauertem Giebel ist selbstverständlich diese Bauart ausgeschlossen und sie findet sich überhaupt auch bei Holzgiebeln und gemauerten Wänden nur sehr selten.

Die das Vordach tragenden Pfetten sind im Hirnholze mehr oder weniger reich profiliert, die sehr oft zu ihrer Unterstützung aus den Blockwerkwänden des Hauses hervorragenden Bäume als Konsolen zusammenhängend ausgeschnitten. In bemerkenswerter Weise wird dies nur in Tirol und Vorarlberg gemacht, wie die Tafeln Nr. 1, 2, 4 und 8, bzw. Nr. 1 bezeugen, etwas weniger in Salzburg, Tafel Nr. 2, sowie in Steiermark (Tafel Nr. 6). Tafel Oberösterreich Nr. 6 zeigt nebst solchen Blockwerkskonsolen auch kreisförmige. In einfachen Formen nur glatt abgeschnitten sind die vorragenden Konsolen in Polen und den Karpathen zu finden.

Die dem Schlagregen ausgesetzten Pfettenköpfe sind an der Hirnfläche durch vorgesetzte, manchmal zierlich ausgeschnittene Brettchen geschützt. Die Ausschneidung geht aber nicht so weit, wie bei städtisch beeinflussten Gebäuden, wo dann diese Brettchen auch bald die Zeichen des Verfalles an sich tragen.

Die Verschalung des Dachvorsprunges ist meist glatt, doch auch gefalzt und gekehlt, nach verschiedener Richtung diagonal wie im Sölltale und auch sonst im Unterinntale, manchmal auch in Salzburg und Oberösterreich. Ebendort wird sie an bessern Häusern auch bemalt, entweder glatt oder mit Ranken auf gehobeltem oder bemaltem Grunde. Die Tafeln Oberösterreich Nr. 7 und Tirol Nr. 6 bringen Muster in Schwarzdruck.

Bei den Heanzen in Westungarn wird zuweilen, wo der Giebel noch in Holz gemacht ist und keine Hochlaube trägt, der sichtbar gelassene Teil des Bundtrames mit Kerbschnitzerei geschmückt und trägt auch den Namen der Eigentümer und die Jahreszahl der Erbauung.

Die Giebelschalung, soweit solche vorhanden, ist in den Alpenländern gewöhnlich durch die Hoch-, bzw. Giebellaube gedeckt und bleibt dann meist schmucklos. Nur in Tirol sind öfter Blumen, Werkzeuge oder Buchstaben herausgeschnitten.

In den slawischen Gegenden der Monarchie wird der Ausbildung des Giebels, wenn auch das Haus sonst schmucklos ist, durch verschieden verzierte Schalung oft besondere Sorgfalt gewidmet, stellenweise in reichem Maße. Auch die in ihrer Nachbarschaft lebenden Deutschen verwenden dieses Schmuckmittel sehr häufig. Beispiele geben die Tafeln Böhmen Nr. 1, 5 bis 8 und 14, wovon 1, 6, 7 und 14 aus deutschen, und 8 aus tschechischen Orten stammen.

Der Ziergiebel im nördlichen Böhmen findet sich von Aussig angefangen östlich der unteren, südlich bis zur mittleren Elbe und weiter bis in die deutsche

Sprachinsel um Mährisch-Trübau, in anderen Gegenden Böhmens jedoch weder bei Deutschen noch Čechen in häufiger Weise. Außer Böhmen ist der zierliche Schalgiebel besonders um Zakopane am Nordfuß des Tatra-Gebirges und in Slawonien (Tafeln Kroatien Nr. 1 und 2), bei den Bulgaren und Székeln in Siebenbürgen, weniger zierlich bei den Goralen in den nördlichen Karpathen und den Slowaken, zuweilen in der Bukowina, bei den Wenden im Eisenburger Komitat und hie und da bei den Magyaren im Alfölde verbreitet. Außer der Monarchie sehen wir diese Zierweise noch im Königreiche Sachsen, dem östlichen Preußen, im Spreewalde bei den Polen und auch im eigentlichen Rußland. Dieselbe kommt also hauptsächlich bei Slawen aller Gattungen vor, bei Deutschen nur in ehemals slawischen oder von Slawen umgebenen Gebieten, weshalb wir sie als slawischen Ursprunges ansehen müssen, wenn auch die Deutschen manches zu ihrer Ausbildung beigetragen haben mögen.

In Böhmen und den Nachbarländern wird das Giebelfeld durch wagrechte Leisten und Gesimse, auch durch Frieshölzer in Geschosse und Felder abgeteilt, die mit lot- oder wagrechten und auch verschieden, doch symmetrisch geneigten, mit allerlei Durchbrechung versehenen, verleisteten Schalbrettern ausgefüllt sind. Die Ausschnitte in den Brettern, welche zur Erleuchtung des Bodenraumes dienen, werden in der Form von Blumen, Vasen, Herzen und Kelchen gemacht. Die letztere Figur, Tafeln Böhmen Nr. 7 und 8 stammt zweifellos aus der husitischen Zeit, wo der Kelch ein hart umstrittenes Symbol war. Auch an deutschen Häusern findet man ihn, wahrscheinlich unbewußt nachgeahmt. Dagegen sind die Kelch Ausschnitte in Ober-Bayern und manchmal in Tirol als katholisches Symbol zu betrachten.

Nicht selten ist in der Mitte des Giebels durch Leisten oder ein ausgeschnittenes Brett ein Kreis gebildet, von dem nach allen Seiten Bretter und Leisten strahlenförmig ausgehen. Auf den Tafeln Böhmen Nr. 6 und 7 ist dies, jedoch nur an der Spitze des Giebels und mit einem Halbkreise zu sehen. Auf dem ganzen Giebel ausgebreitet findet es sich bei Slawen öfter in Böhmen, Mähren, Galizien, bei den Goralen, Slowaken und auch in Slawonien, einst vielleicht das Bild der Leben gebenden Sonne, später etwa das Auge Gottes darstellend. In Slawonien ist bei Wohlhabenden eine besonders reiche Ausstattung des Giebels üblich. Er ist innerhalb durch eine gewöhnliche Schalwand mit Türe abgeschlossen. Außen, etwas hinter den Vordachkanten, ein wenig über die Hausflucht vorstehend, ist die Zierwand angebracht, welche in der Mitte loggienartige Öffnungen aus verzierten hölzernen Säulen und Bögen hat. Der Rest der Giebelwand ist dann gleichfalls wie oben beschrieben, reich behandelt. Offenbar ist diese Schmuckweise der Schularchitektur entnommen.

Die Holzgiebel werden aber nicht nur gerne durch Holzbearbeitung geschmückt, sondern sind in vielen Gegenden reich bemalt, am zierlichsten im nördlichen Tirol und Vorarlberg, auch im Salzburger Pinzgau, nicht selten in Slawonien, bei den Székeln, Rumänen und Bulgaren in Siebenbürgen, einzeln auch im Alfölde bei den Magyaren. In der Regel ist die Art der Malerei der Bauweise entsprechend, also nicht über die Schalflächen ohne Rücksicht auf Fugen ausgebreitet, sondern jeder Bauteil ist für sich behandelt. Vor allem findet man die Pfetten, zuerst die am First, die Wandpfetten, gewöhnlich auch die Flug- oder Ortladen, schließlich die Giebelverschalung, hie und da auch den Dachvorsprung, bei den reichen Giebelstrebwerken sehr oft die einzelnen Hölzer bemalt. Die Bemalung nimmt nach unten zu ab und gewöhnlich ist nur Giebel und Dachvorsprung damit ausgezeichnet. Auch die Langseiten tragen seltener Schmuck.

Es ist auch nicht möglich, eine zusammenhängende kurze Darstellung über die Bemalung der Giebel zu geben, da die Art der Ausführung zumeist in den Händen einfacher Dorfhandwerker lag, denen systematische Vorbildung mangelte. Es seien zuerst nur allgemeine Grundzüge über die Tiroler Weise gegeben, wonach dann einzelnes aus den anderen Ländern angeführt wird.

Die Zierladen sind oft allein am Hause bemalt, und zwar grau oder mitis- bis graugrün, glatt oder mit Ranken in anderem Tone mit weißen Lichtern besetzt. Die Pfettenvorköpfe sind manchmal allseitig mit Ornamenten reich besetzt, entweder unmittelbar auf das Holz oder auf farbigen Grund gesetzt. Die Fasen sind gerne strickartig bunt bemalt, ebenso die schraubenförmig geschnittenen Streben und Säulen. Die Schutzbretter der Hirnflächen werden meist glatt gehalten. Hie und da ist der Giebel mit den Hochlauben in wagrechten Farbschichten bunt gestrichen. Weißer Grund ist sehr beliebt, für feinere Sachen auch blauer, die aufgesetzten Zeichnungen sind dann meistens in komplementären, abstechenden Farben gehalten, rot, grün, gelb. Überhaupt sind die Zusammenstellungen sehr mannigfaltig, wohl nicht immer gut gewählt, was nicht verwundern soll, da oft der Bauer die Farben bestimmt hat. Hellgelber Grund mit blau und rot, hellblau mit braun und rot, weiß mit verschiedenen Farben kommen am häufigsten vor und auch die Zusammenstellung schwarz, rot, grün ist nicht selten.

Inschriften sind zumeist an der Firstpfette oder einem sichtharen wagrechten Balken auf hellem Grunde dunkel gemalt.

Auch in Salzburg sind einige bemalte Vordächer nach Tiroler Art aus früherer Zeit vorhanden, wobei aber hauptsächlich nur die Pfettenköpfe diesen Schmuck tragen. Diese Zierart ist auch ins anstoßende steirische Ennstal gedrungen. In Vorarlberg ist sehr oft das ganze Holzhaus rotbraun gestrichen. In Zakopane, bezw. dessen Umgebung sind die zierlichen Giebel auch gefärbt.

Angaben über Bemalung finden sich auf den Tafeln Salzburg Nr. 7, Steiermark Nr. 6 und Tirol Nr. 6 und 8.

In Kroatien ist noch gegenwärtig eine große Vorliebe für Bemalung ausgeprägt und es wird vom Hause der Giebel und die Schnitzerei am Friese bunt mit Farben geschmückt. Gewöhnlich sind es drei Farben, welche man in den Kerbschnittflächen regelmäßig abwechseln läßt, in neuerer Zeit besonders die Landesfarben rot, weiß und blau. Die Wahl findet in der Regel durch den Bauer statt, welcher auch oft den Einkauf und das Auftragen selbst besorgt. In einzelnen Fällen wird die Giebelverschalung mit bunten Ranken, Knospen und Blumen geschmückt, außerdem auch noch andere Gegenstände, wie sie schon früher genannt wurden, abgebildet.

Ähnliche Farbenfreude herrschte im südlichen Siebenbürgen bei Székler, Rumänen und Bulgaren, nur ist überall eine Abnahme wahrzunehmen.

Einen schönen Schmuck vieler Bauernhäuser in den nördlichen Alpen und in Böhmen bildet die Hausglocke, über welche bereits S. 107 gesprochen wurde. Sie dient sowohl praktischen als auch idealen Zwecken, ist aber in Verbindung mit ihrer meist hübschen Ausgestaltung sowohl in der Form, als auch durch bunten Anstrich eine wirksame Zierde des Hauses.

e) Hoch- und Niederlauben.

Ganz besonders tragen zum Schmucke des Hauses die in den Alpen fast allgemein vorkommenden Hochlauben bei, die in jedem oberen Geschosse und auch unter dem Giebel in Dachbodenhöhe angebracht werden. Je nach Bedarf sind sie auf einer oder auch mehreren Seiten des Hauses zu finden.

Wie schon S. 112 ausgeführt wurde, dienen sie hauptsächlich dem wichtigen Zwecke des Trocknens von Wäsche und Kleidern, bei den Wirtschaftsgebäuden desgleichen von Feldfrüchten und zum bequemen Hinaufreichen des heimgebrachten Futters und Getreides auf den Heuboden und die Hochtenne. Für beide Arten sind auf den Tafeln Oberösterreich Nr. 1, 3, 4 und 6, Salzburg Nr. 1, 2 und 4, Steiermark Nr. 4, 5, 7 bis 9, Kärnten Nr. 1, 2, 4 bis 6 und 8, Tirol Nr. 1 und 4 bis 6, Böhmen Nr. 2 und 5 bis 9, sowie Kroatien Nr. 1 und 2 Beispiele gegeben.

Auch an Wohngebäuden sind die Hochlauben manchmal ohne jede Zierde, wie es bei Wirtschaftsgebäuden allgemein ist. In der Regel jedoch sind die ersteren in irgend einer Weise, oft sehr reich geschmückt. Die Brüstungsbretter sind nach verschiedenen Mustern ausgeschnitten, in Form von Blumen, Sternen, auch menschlichen Gestalten und dgl., einzeln auch mit eingekerbten Ornamenten verziert. Am reichsten geschieht dies in Nordosttirol, weniger im westlichen und mittleren Teile des Landes, in Salzburg und Nordböhmen. In letzterem Lande, überhaupt in slawischen Gegenden besteht die Übung, die Fugen mit Leisten zu beschlagen, welche oben halbe Kreise oder Vielecke bilden. Statt der leicht vergänglichen Brüstungsbretter verwendet man in neuerer Zeit, hauptsächlich in Nordtirol und Ober-Bayern gedrehte oder vierseitig umschnittene Holzsäulehen, eine Nachahmung der steinernen Balluster und rückbildend wieder ausgeschnittene Bretter mit dem Umriß von Ballustern.

Der Holm der Brüstung ist oft gekehlt, auch noch mit Zahnschnitt oder Kerbung geziert und mit einem Tischbrettchen zur Aufstellung von Schlinggewächsen und Blumenstöcken versehen, welche mit den bei Bauern beliebten orangefärbigen oder roten Blüten im grünen Laubwerke vom braunen Holzwerke wirksam sich abheben und bei reicher Anwendung eine prächtige Wirkung erzielen. Denselben Zwecke dient auch noch öfter ein am Fuße der Brüstung angebrachtes Stellbrett. Man kann in dieser Beziehung in Tirol und Salzburg schöne Beispiele sehen. Das untere Saumbrett der Hochlauben wird ausgeschnitten oder gekerbt.

Bei gemauerten Bauernhäusern werden Hochlauben nicht ausgeführt. Als Ersatz bleibt dann gewöhnlich im Giebel ein Balkon aus Holz zurück.

Um die Last der Brüstung auf mehrere Geschosse zu verteilen und der Brüstung einen Halt zu geben, sind zwischen den vorstehenden oberen und unteren Deckenbalken Säulen eingesetzt, wie dies deutlich in den Tafeln Kärnten Nr. 1 und Tirol Nr. 4 gesehen werden kann. Auch diese Säulen sind zumeist geziert, durch Umschneidung, Schnitzerei in Form eines Strickes, mit Schuppen bedeckt, in wilder Rokokoart geschweift und dgl. (Tafel Tirol Nr. 8). Unter Umständen wurden sie auch bemalen, wenn dies am Hause sonst geschah, was in Tirol manchmal der Fall ist, in der Regel jedoch nur im Giebel, da die Malerei damit zumeist aufhört.

Niederlauben nennen wir jene gedeckten Gänge, welche oft beim fränkischen Hause der Hofseite entlang über der sogenannten „Gred“ vorhanden sind. In der Regel sind sie, als im Hofe gelegen, einfach gehalten in Holz, neuerer Zeit auch in Mauerwerk ausgeführt.

Hierher setzen wir auch die Vorhäuschen, bezw. Vorlauben vor der Eingangstüre gegen die Gasse und Giebellauben längs derselben. Diese sind in der Regel aus Holz und dann in einfacher Weise durch Ausschneiden der Brüstung oder leichtes Umschneiden der Säulen verziert. Die ein- und zweigeschossigen Vorlauben in Nordostböhmen sind, wenn sie auch viel zur Zierde des Hauses beitragen, doch vorwiegend praktische Anlagen und wurden schon bei der Einzelbeschreibung der Hausbauteile behandelt.

Am meisten Schmuck ist auf die hölzernen Niederlauben in Slawonien verwendet, wenngleich das Haus selbst oft nur aus mit Lehm beschlagenen Flechtwerke gemacht ist. Die Tafeln Kroatien Nr. 1 und 2 geben einige mittelmäßig ausgestattete Häuser, wobei zu bemerken ist, daß die Einzelheiten auf Tafel Nr. 2 zumeist für Wohngebäude gelten.

Die slawonische Niederlaube besteht aus Säulen, Kapphölzern und Streben, welche letztere in Bogenform ausgeschnitten sind. Oft sind, wie dies der Volkskunst eigen ist, die Hölzer in ihrer einfachen Hauptform belassen und nur alle Flächen mit Kerbschnitt in abwechselnder Weise bedeckt. An den Rändern hat man Bänder in Kerbschnitt mit geometrischen Formen oder dem Strickmotiv angebracht. Im Innern der Randbänder sehen wir wellenförmige Ranken mit Blättern, Tiere verschiedener Art, Bischofmützen, Menschen mit Fischschwänzen, dem Doppeladler (weil ehemals Militärgrenze) eingeschnitten. Die leeren Flächen zwischen den Zeichnungen sind wieder dicht mit Kerben bedeckt. Bei anderen Häusern sind dann die Säulen reich ausgeschnitten, ohne daß aber Bestandteile der Schularchitektur, wie Sockel, Kapital u. a. nachgeahmt wären, man hat sie vielfach mit tiefen, rechtwinkligen Rillen versehen, sogar der Länge nach kreuzweise durchschlitzt, alles um Schattenswirkung zu erzielen. Auch die Streben sind oft mannigfaltig, die Brüstungsschalung in eigentümlicher, fremdartiger Weise ausgeschnitten. Die straßenseitige Einfriedung wird oft in gleicher Art behandelt, ausgeschnitten und sogar bemalt. Überhaupt macht die kroatische Holzarchitektur einen überraschenden von der unserigen abweichenden und dabei gefälligen Eindruck.*)

Die Vorlaube am armenischen Hause, Tafel Bukowina Nr. 1, dürfte ebenso wie die schöne Decke im Inneren dieses Hauses auch huzulische Arbeit sein. Sie bietet übrigens keine Besonderheiten, wenn auch die Formen nicht gerade alltäglich sind.

Wie S. 42 erwähnt, ist bei Weinbauern das Erdgeschoß des Wohngebäudes ziemlich hoch gelegt, um das Preßhaus darunter noch in bequemer Tiefe unterzubringen. Dadurch wird eine Treppe vor der Wohnungstüre nötig, welche fast stets außen liegt und bei gemauerten Häusern, wie sie anders in Weinbauorten kaum mehr vorkommen, mit einer auf zwei Steinsäulen ruhenden Vorlaube überdeckt sind. In den wohlhabenden Dörfern um das weinberühmte Rust am Neusiedler See werden diese Säulen in schönen Schulformen aus dem nahen Steinbruche von Margarethen beschafft.

f) Türen und Fenster außen.

Für diese Bauteile wird im Äußeren verschiedener Schmuck verwendet. Die beim bayerischen Hause meist nach der Straße führende Wohnungseingangstüre erhält gewöhnlich die zu verschiedenen Figuren zusammengesetzte, gefaltete und gekehlte Schalung mit einfachem oder buntem Anstrich. Die Tafeln Böhmen Nr. 7 und 8 und auch andere bringen derlei Haustüren und Tore. Sehr beliebt ist die Sternform, die auch in Kroatien vorkommt. Zu Wallern im Böhmerwalde sieht man mehrmals in Abarten die verzierte Haustüre nach T.-Abb. 64, offenbar eine Nachbildung in Holz der in der nahen Stadt Krumau vorkommenden Tore der Hochrenaissance.

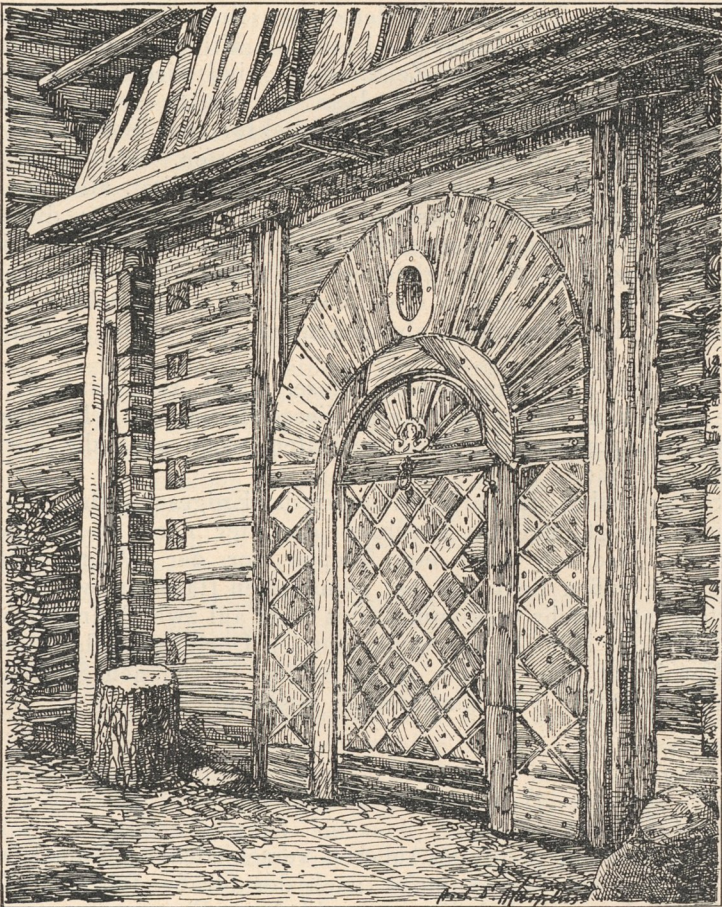
Die Türgewände in Blockwerkhäusern sind gewöhnlich in Tirol und Salzburg, wie Tafeln Tirol Nr. 2 und 4 zeigen, aus zwei kräftigen Ständern

*) Mehr darüber in: „Kroatische Bauformen“. Agram 1904.

mit oder ohne Kerbschnitt und dem Sturz in geschnitztem Kielbogen hergestellt.

Die Fenster werden bei Holzhäusern mit zierlich ausgeschnittenen Verkleidungen aus Brettern eingefasst, häufig in Tirol und Vorarlberg, im nordöstlichen Böhmen, in Oberösterreich und auch in Slawonien. Siehe Tafel Tirol Nr. 4, Vorarlberg Nr. 1, Oberösterreich Nr. 5 bis 7 und Böhmen Nr. 8. In Vorarlberg sieht man einzeln eine Umfassung aus Renaissance-Pilastern mit Verdachung. Dort hat man auch, wo gleichwie in der benachbarten Schweiz

Abb. 64.



Haustor zu Wallern im Böhmerwalde.

viele Heimarbeit getrieben wird und deshalb gute Beleuchtung in den Gemächern nötig ist, die großen Fenster gruppenweise angeordnet und außen architektonisch mit glatten Schambranen und einfachem Gesimse aus Holz zusammengefaßt. Zu Zakopane in Galizien versieht man die Fensterverkleidungen mit Kerbschnittzier.

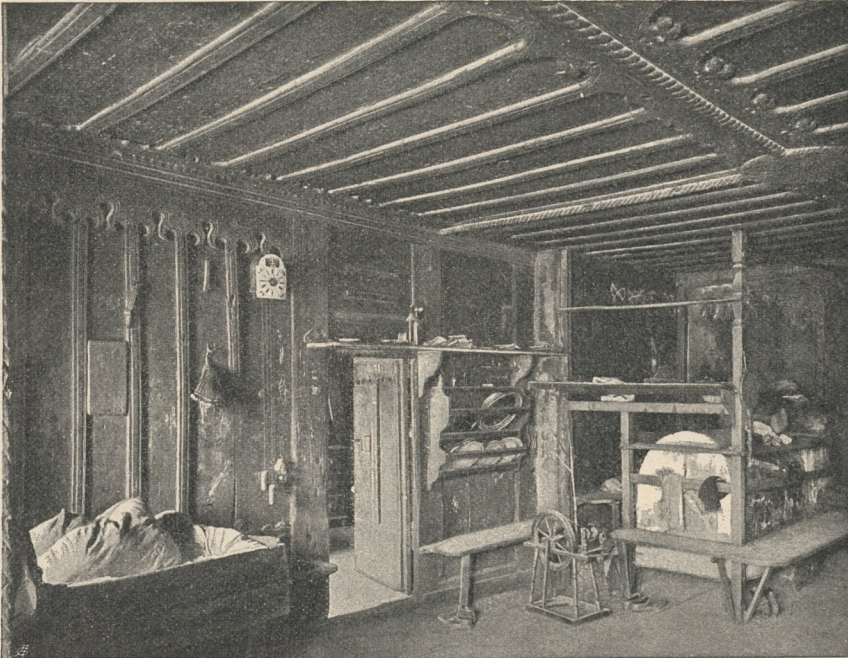
Die Fensterladen werden selten roh belassen, sondern mindestens glatt gestrichen. Sehr gerne bemalt man sie bunt, oft die einzige Zierde des Hauses. In Tirol und besonders in Vorarlberg sieht man auf den Laden Ornamente

auf farbigem Grunde, sogar Figurales, Heilige, einzelne Figuren und Landschaften in Umrahmung. Auch Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Böhmen haben noch manche Reste einfacher Malereien, wie die Tafeln Oberösterreich Nr. 3 und 6, Steiermark Nr. 6, Böhmen Nr. 2, 7, 9 und 10 zeigen. In Vorarlberg bemalt man gerne die Klebedächer über den Fenstern, in Oberkrain sieht man Fensterladen mit roten Rokokoschnörkeln auf weißem Grunde.

g) Innere Ausschmückung des Hauses.

In den Alpenländern sind im Innern des Hauses die Stuben sehr häufig mit besonderer Sorgfalt behandelt und oft in tüchtiger Weise behaglich ausgestattet. Ausgenommen sind selbstverständlich die Rauchstuben und ehemalige

Abb. 65.



Stube in Tirol.

Rauchstuben in einem großen Teile von Steiermark und Kärnten. Dort hat sich übrigens der Bauer oft für sich eine behagliche Stube, Kachelstube oder Stüberl genannt, hergestellt.

Den Vorrang behaupten Deutsch- und Ladinischtirol und Vorarlberg, wo die Wände der bewohnten Stuben fast stets Vertäfelung haben, in zweiter Linie auch der Salzburger Pinzgau. In Steiermark und Kärnten ist die Täfelung seltener zu finden. Es ist zu bedenken, daß bei Blockwerkhäusern im Inneren ohnedies Holzflächen zutage traten.

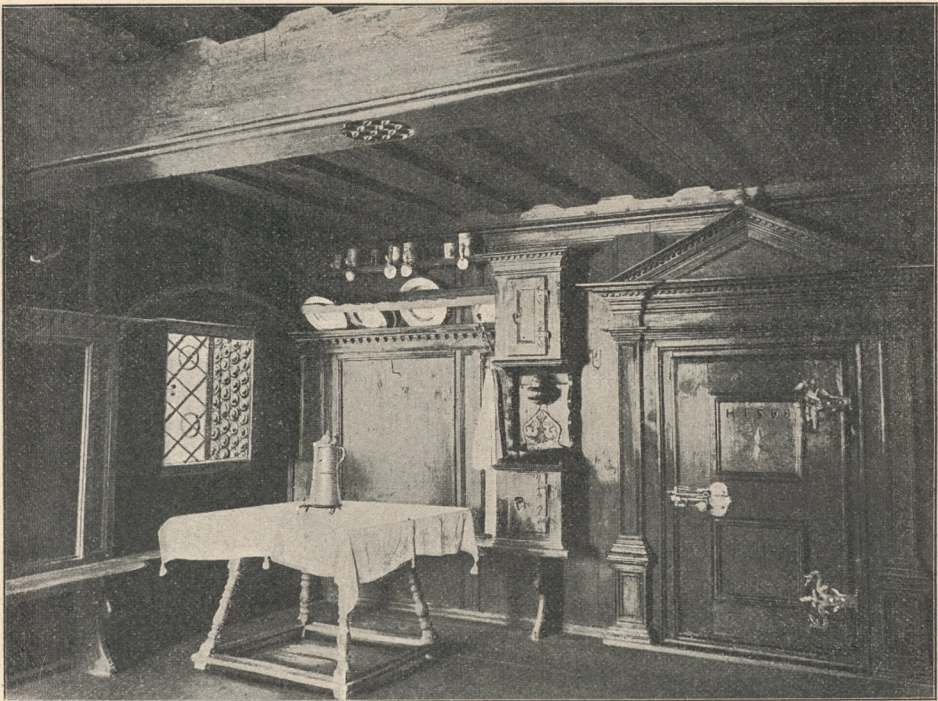
Die Täfelung entspricht, besonders bei Mauern aus Urgebirgsbruchstein, welcher sehr stark näßt, bezw. die Feuchtigkeit von innen nicht abführt, einem Bedürfnisse, doch ist in der Ausführung meist darüber hinausgegangen worden, indem man eine künstlerische Lösung anstrebte. Als Holz dazu dient

besonders häufig die Zirbe, von dem sich der Bauer bei Gelegenheit zu diesem Zwecke oder für Hauseinrichtung schöne Stämme beiseite legt.

Tafel Tirol Nr. 3 bringt eine Einzelheit der Tafelung aus dem Schulhause in Moos-Eppan bei Bozen, etwas reicher, als bei gewöhnlichen Bauernhäusern üblich. Ähnlich ist es bei T.-Abb. 65, wo das Haus heute wohl von einem viel bescheideneren Besitzer als ursprünglich bewohnt wird, wie der Gegensatz in der Einrichtung bezeugt. In Vorarlberg ist die Vertäfelung gleichfalls allgemein üblich, im Montafontale öfter ziemlich reich.

Die Tafeln Niederösterreich Nr. 3, Salzburg und Kärnten Nr. 2, sowie T.-Abb. 66 geben weitere Beispiele. Im ersten Falle ist in dem großen Weinbauerhause in Senftenberg bei Krems zwar keine vollständige Tafelung,

Abb. 66.



Stube in Schönberg bei Scheifling, Steiermark.

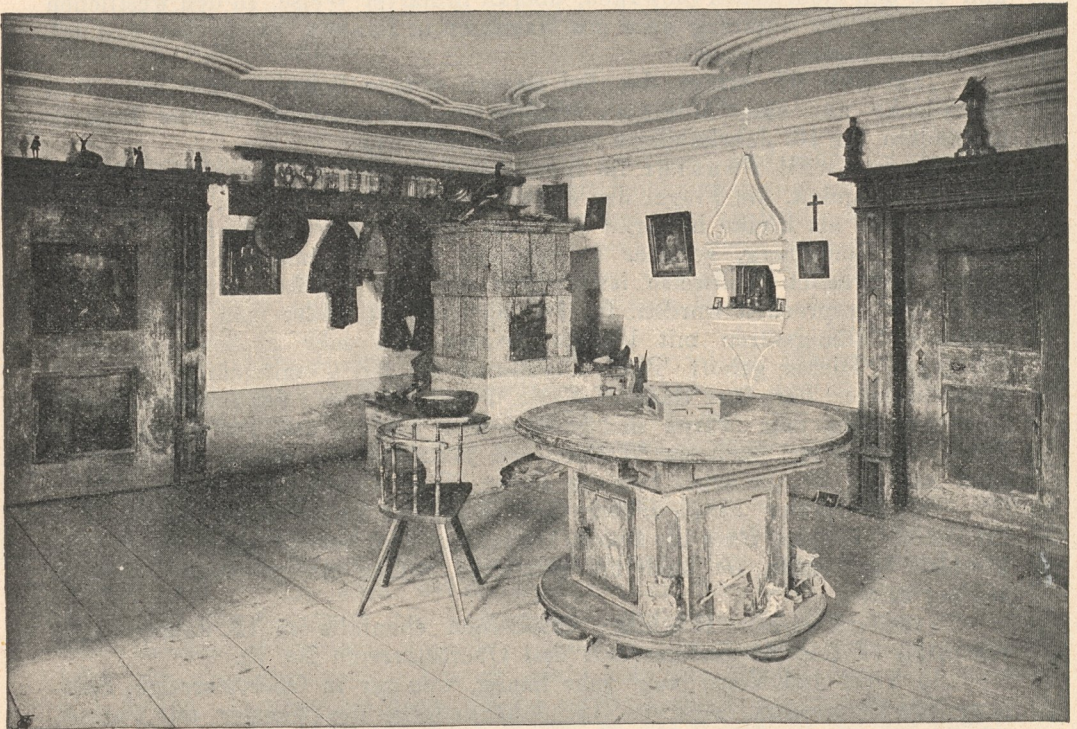
doch die Einfassung der Wände mit Holzfriesen durchgeführt. In den beiden nächsten Beispielen besteht eine Vertäfelung trotz der Blockwerkände, nachdem diese bezüglich der Dichtheit gegen Wind zu wünschen übrig lassen.

Gewöhnlich sind je zwei oder drei Bretter zu Tafeln verleimt, mit Falz zusammengestoßen und über den Fugen mit breiten gekehlten Leisten bedeckt. In besseren Fällen ist jede Wand durch Pilaster mit Kapitälern und einfachen Intarsien verziert, oben durch ein Architravgesimse, unten mit Sockel abgeschlossen. Türen, Fenster, Waschtisch, Uhr, kleine Kästchen, Geschirrstellen und Bänke sind organisch eingebaut und mit Gesimsen oder verzierten Sturzstücken bekrönt. Als Ornament ist weniger der Kerbschnitt, als vielmehr das Ausgründen nach gothischer Art und der plastische Flachschnitt, sowie der Bretterausschnitt zur Anwendung gebracht, lauter Zeichen, daß wir es hier

mit reiner Handwerkerarbeit zu tun haben. Die Türen sind manchmal besonders ausgezeichnet, indem sie mit Pilastern, Verdachung oder mit Bögen umrahmt sind. (Tafeln Oberösterreich Nr. 3, Kärnten Nr. 1, T.-Abb. 66 und 67.)

Die sichtbaren Holzdecken sind ebenfalls Gegenstand der Ausschmückung. Der starke Unterzug trägt auch in bescheidenen Häusern fast stets eine Auszeichnung, sehr oft allein im Hause, entweder ein Zirkelornament in Kerbschnitt oder Buchstaben, die Jahreszahl der Erbauung, auch sonstige Zeichnungen eingestochen. An den Kanten ist er gefaset bis reich gekehlt, mit geschnitzten Gliedern versehen, die Unterfläche in Profilen ausgegründet. Die in der Regel unten sichtbaren Deckenträme sind meist nur gefaset.

Abb. 67.



Stube zu Wallern im Böhmerwalde.

In Tirol wird sehr oft die Decke unten verschalt und durch aufgenagelte Leisten in Felder geteilt. Die Leisten sind in besseren Häusern reich geschnitzt. Auf Tafel Salzburg Nr. 2 sieht man, daß Leisten nur in den Ecken der Felder zwischen den Balken angebracht sind. Im deutschböhmisches Gebiete der Unterelbe werden mitunter die Deckenbalken auf allen Seiten gekehlt, die unteren Sturzbodenbretter an den Kanten.*) Es sei hier auf die S. 116 behandelten Reamlingsböden aufmerksam gemacht, welche auch ohne Zierform durch Schattengebung wirken.

Beispiele von verzierten Decken geben die Tafeln Niederösterreich Nr. 3, Steiermark Nr. 4, Kärnten Nr. 3, Bukowina Nr. 1 und die T.-Abb. 65 und 66

*) Mitteilung von Baumeister Alwin Köhler in Aussig.

Besondere Erwähnung verdient die Decke in einem armenischen Hause in Suczawa, Tafel Bukowina Nr. 1. Diese Stadt, einst Woiwodensitz und vor der Erhebung von Czernowitz zur Hauptstadt, der wichtigste Handelsplatz der Bukowina, hat aus jener Zeit einige prächtige Holzdecken bewahrt, die fast alle unter Verputz versteckt waren und teilweise vor kurzem wiederhergestellt wurden. Die Zierweise in Kerbschnitt ist zweifellos einheimisch, von Huzulen gemacht, da in derselben Weise Gestühle und Geräte in den byzantinischen Holzkirchen der Bukowina ausgestattet sind. Man sieht die geometrischen Elemente des Kerbschnittes dicht gedrängt die großen Flächen des Unterzuges (aus Ahornholz) überziehen. Die aus Lindenholz hergestellte Deckenverschalung ist schräg gelegt, die Bretter sind mit engen Rillen bedeckt.*)

Auch bemalte Decken kommen vor, wie in Ostgalizien bei den Ruthenen und bei den mährischen Slowaken, überall in naiver Weise. In den westlichen Ländern ist der Unterzug auch mit Malereien in Ranken, Inschriften und dgl. in bunten Farben verziert.

Text-Abb. 67 bringt das bei Bauern seltene Beispiel einer verzierten Stuckdecke aus einer Mühle zu Wallern im Böhmerwalde, welche Technik in Städten im 18. Jahrhunderte weit verbreitet war.

Türen und Fenster im Innern sind in gewöhnlichen Fällen höchst einfach behandelt, die Flügel der ersteren aus glatten Brettern, der letzteren ursprünglich als kleine hölzerne Schieber, später einfache Glasflügel. Nur in Tirol und Vorarlberg, seltener in Salzburg und Steiermark hat man mehr darauf verwendet. Teilweise ist betreffs der Türen schon unter den Vertäfelungen gesprochen worden. Im 18. Jahrhunderte findet man einfache verstemmte Füllungstüren mit breiten Friesen und sehr großen verleimten Füllungen. Hieher gehört Tafel Oberösterreich Nr. 6 mit einfacher, doch eigentümlicher Türe aus Raab, Taf. Nr. 7 mit Türe aus der Biedermaierzeit. Zuweilen sieht man Türen mit geschweiften Friesen und Füllungen, so in Tirol, Vorarlberg, auch zu Wallern im Böhmerwalde, sowie nicht selten nach Art der Bauernmöbel bemalte Türen (Tafel Oberösterreich Nr. 5).

Die Fenster haben früher ihrer Kleinheit halber wenig Gelegenheit zur Zierde gegeben. Über die äußere Umrahmung ist bereits früher gesprochen worden. Im Innern ist auch bei getäfelten Stuben eine besondere Hervorhebung selten.

Verzierte eiserne Beschläge erscheinen ebenfalls im 18. Jahrhunderte vereinzelt (Tafeln Niederösterreich und Oberösterreich Nr. 5).

In Tirol und Vorarlberg sehr häufig, weniger in Oberösterreich, Salzburg und Steiermark, sind im 18. Jahrhunderte die Fenster mit Butzenscheiben in Sechseckform mit Verbleiung aufgekommen. Man sieht solche auf den Tafeln Oberösterreich Nr. 4, Steiermark Nr. 3, Tirol Nr. 4 und Vorarlberg Nr. 1.

Über zierliche Hausbrunnen wurde bereits S. 173 ff. berichtet.

h) Einfriedung.

Die Einfriedung des Hofes, in der Regel vernachlässigt und selbst bei gut ausgestatteten Häusern nichts weniger als eine Zierde, findet man in Siebenbürgen und Kroatien oft sehr liebevoll behandelt und in mannigfacher Weise geschmückt. Der Szekler, Rumäne und Bulgare in Siebenbürgen häuft bei seinem riesig großen Hofeingangstore aus Eichenholz einen der-

*) Mitteilung von Rud. Sagmeister.

artigen Aufwand an Zierformen, daß dasselbe fast den Preis des Hauses erreicht. Die Ecken des Torgerüstes sind mit Bögen versteift und das Ganze ist in Form eines maurischen Bogens ausgebildet. Flächen und Kanten sind in verschiedener Weise ausgeschnitten, gekerbt und gekehlt. Der Szekler überzieht fast die ganze Fläche ohne Rücksicht auf Fugen mit einem Flachschnittornament aus Ranken und Blumen, besetzt die leeren Flächen mit Ziernägeln, die Leibung mit ausgeschnittenen Zacken, worauf das Ganze noch bunt bemalt wird. Der Bulgare, augenscheinlich der Beispielgeber, arbeitet ähnlich, ohne jedoch gegen die Gesetze der Holzbearbeitung zu verstoßen. Der Rumäne verwendet den Kerbschnitt.*) Die Einfriedung, im Verhältnis zum Tore klein, besteht aus einzelnen zierlich ausgeschnittenen Brettern, die zum Teil auch bemalen werden.

Die Kroaten haben nur niedere Türflügel an starken Säulen laufend. Diese endigen mit einer Knospe oder schraubenförmig wie ein Geigenkopf. Die Einfriedungsbretter sind oft mit sehr lebhaften Ausschnitten versehen und auch bunt bemalen.

i) Töpferei.

Der Bauer hat selbst nie Töpferei betrieben und schon in der vorgeschichtlichen Zeit wurde diese Fertigkeit handwerksmäßig ausgeübt. Doch war dieselbe vor fünfzig Jahren viel volkstümlicher als heute. Fast in jedem halbwegs bedeutenden Orte saß ein Töpfer, welcher die von seinen Vorältern überkommene Fertigkeit in der Herstellung der im Dorfe nötigen Gefäße und Ofenkacheln ausübte**). Diese Erzeugnisse konnten als volkstümlich gelten.

Die Verzierung der Gefäße und Kacheln ist in ähnlicher Art, wie früher bei anderen Bauteilen geschildert, angepaßt an den Stoff, entweder einfachst nur mit verschiedenen Streifen oder den der Glasur eigenen wolkigen Übergängen, schließlich auch mit naturalistischen Elementen ausgeführt.

Hübsche Kacheln für Öfen, bezw. Rauchmäntel sind in Ostgalizien und der Bukowina, einem Gebiete, wo auch in der Behandlung des Holzes eine angeborene, bemerkenswerte Kunstfertigkeit sich zeigt, noch zahlreich vorhanden und werden noch weiter erzeugt. Auf der Tafel Galizien Nr. 1 sind zwei Rauchmäntel aus Ostgalizien dargestellt, wo fast jede Kachel einen anderen Gegenstand vorstellt. Neben Heiligen, religiösen Emblemen, besonders dem griechischen Kreuze, sieht man den Doppeladler, Equipagen und Reiter, überhaupt Dinge, welche im Gedankenkreise des Bauers eine große Rolle spielen. Ähnliche Kacheln sind in der Bukowina, bei den Siebenbürger Sachsen und den Szeklern zu sehen.

Die Kachelöfen werden sonst gegenwärtig aus Fabriken bezogen. Beliebter sind aber Eisenöfen.

H. Hausinschriften.

Die Sitte, an ausgezeichneten innen oder außen gut sichtbaren Stellen des Hauses, ebenso an Geräten Denksprüche anzubringen, ist besonders beim Bauer nicht besonders alt. Da man dazu schon eine gewisse Verbreitung der Kunst des Lesens voraussetzen muß und dies offenbar zuerst in Städten der

*) Mitteilungen von Prof. K. Fuchs in Preßburg.

***) Siehe die interessante Arbeit von Bünker in den „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXIII S. 329: Die Hafneröfen in Stoob.